

Catiana Krapp

aus Deutschland



Stipendien-Aufenthalt in Ruanda

vom 11. Juli bis zum 22. August 2018

Klimaschutz in Ruanda –

Bringen ausländische Hilfsprojekte das Land wirklich voran?

Von Catiana Krapp

Ruanda, vom 11. Juli bis zum 22. August 2018



Inhalt

1. Zur Person
2. Prolog
3. Allgemeines zum Land
 - 3.1 Die zwei Ruandas
 - 3.2 Presse- und Meinungsfreiheit
 - 3.3 Die Regierung
 - 3.4 Der Genozid. Kann es wieder passieren?
 - 3.5 Bildung
 - 3.6 Die Rolle der Frau
 - 3.7 Der Einfluss Chinas
 - 3.8 Tourismus und wirtschaftliche Abhängigkeit
4. Zum Thema: Warum genau dieses Thema in genau diesem Land?
 - 4.1 Grüne Kohle – die Lösung für ein nationales Umweltproblem?
 - 4.2 Save80! Manchmal ist weniger mehr
 - 4.3 Wie versorgt man ein ganzes Land mit Strom?
 - 4.3.1 Mini-Netze
 - 4.3.2 Solar Home Systems
 - 4.3.3 Solarstrom in großem Stil
 - 4.3.4 Wasserkraft

- 4.3.5 Ein Kiosk zum Handy laden
- 4.4 Rettet den Elektroschrott
- 4.5 Mobilität
 - 4.5.1 Elektro-Motos
 - 4.5.2 Volkswagen
- 5. Fazit
- 6. Epilog

1. Zur Person

Es waren diese Filme im Erdkundeunterricht in der Oberstufe, die mein Interesse an den großen Themen dieser Welt weckten. Dokumentationen über Probleme in Entwicklungsländern, über Umweltkatastrophen und Klimaerwärmung. Ich erinnere mich, wie ich manchmal nach dem Unterricht in die Pause ging und dachte: „Das ist es, womit ich mich beruflich beschäftigen will. Das ist größer und relevanter als alles, was in meinem Leben bisher passiert ist.“

Was genau „das“ war und wie ich es zu meinem Beruf machen wollte, wusste ich noch nicht. Mein Leben, das war zu diesem Zeitpunkt ziemlich geradlinig. Geboren 1994 in Wiesbaden, aufgewachsen nahe Wiesbaden, aufs Gymnasium gegangen in Wiesbaden. Nach dem Abitur stand eine Entscheidung an, ein Ortswechsel, so viel war klar. Ich entschied mich für etwas Solides: Ein VWL-Studium in Köln, parallel zu einer journalistischen Ausbildung an der Kölner Journalistenschule für Politik und Wirtschaft. Zahlreiche Praktika bei kleinen und großen Zeitungen folgten. Ich schrieb zunächst für die Frankfurter Rundschau, die taz, später für die FAZ, die ZEIT, das Handelsblatt, wo ich bis heute als studentische Redakteursvertretung arbeite. Zuerst schrieb ich über Lokalpolitik, dann über Unternehmen und Wirtschaft in Deutschland. Die großen Themen dieser Welt rückten für eine Weile in den Hintergrund.

Erst als weitere Entscheidungen anstanden, kamen mir jene Themen wieder in den Sinn. Ich wählte „Wirtschaftsgeographie“ und „Energiewirtschaft“ zu meinen Profilgruppen im Studium, lernte und schrieb dort viel über Globalisierung, knapper werdende Ressourcen, erneuerbare Energien. Meine Bachelor-Arbeit verfasste ich zum Thema Reduktion. Und dann war ich mit meinem Bachelorstudium und meiner journalistischen Ausbildung fertig und hatte ein halbes Jahr Zeit bis zum Start meines VWL-Masters. Was hätte dieses halbe Jahr besser ausfüllen können als ein Stipendium der Heinz-Kühn-Stiftung, das es mir ermöglichte, in ein Entwicklungsland zu reisen und mich dort mit genau den Themen zu beschäftigen, die mich so brennend interessierten?

Dass es mich ausgerechnet nach Ruanda verschlug, war eher Zufall. Ich wollte etwas zum Thema Klimaschutz recherchieren und hatte mich schon länger gefragt, wie das deutsche Busunternehmen FlixBus das mit den klimaneutralen Fahrten macht. Man zahlt einfach ein paar Cent Aufschlag auf den Ticketpreis, und schon hat man den Ausstoß seiner Fahrt neutralisiert, so das Versprechen. Eine kurze Recherche verriet mir, dass FlixBus das extra gezahlte Geld nach Ruanda schickt – um dort einzusparen. „Kann das funktionieren?“, fragte ich mich. Und „was bringen überhaupt diese ganzen aus-

ländischen Hilfsprojekte in Entwicklungsländern?“. Die Heinz-Kühn-Stiftung fand diese Frage glücklicherweise auch spannend – und sagte mir das Stipendium zu. Also los, auf geht’s nach Ruanda.

2. Prolog

Ich stehe in Kigali bei der Einreise am Flughafen und weiß nicht, was ich sagen soll. „Occupation?“, fragt der Beamte hinter dem Schalter zum zweiten Mal. Vor diesem Augenblick habe ich Angst, seit ich angefangen habe, meine Reise zu planen. Was soll ich sagen: „Student“ oder „Journalist“? Beides wäre irgendwie korrekt, ich habe sowohl einen gültigen Studierendenausweis als auch einen gültigen Presseausweis. Aber welche Antwort ist legal, legitim für das, was ich vorhabe?

Ich habe mir im Vorfeld sehr lange Gedanken darüber gemacht, ob ich mit einem normalen Touristenvisum einreise, oder ob ich mich um eine Art Journalistenvisum bemühe. Ruanda gilt als Überwachungsstaat, die Organisation „Reporter ohne Grenzen“ stuft das Land als eines der gefährlichsten Länder für Journalisten weltweit ein. Nach allem, was ich gelesen und gehört habe, gibt es hier keine Pressefreiheit, kritische ruandische Journalisten verschwinden manchmal spurlos, und ausländische Journalisten sollen bereits für mehrere Tage im Gefängnis gelandet oder bei der Einreise stundenlang verhört worden sein.

Was also ist das richtige Vorgehen? Sagen, dass man Journalist ist? Und dann womöglich gar nicht ins Land gelassen oder auf Schritt und Tritt überwacht werden? Oder behaupten, man komme als Tourist – und dann, wenn es doch auffliegt, mit noch schlimmeren Konsequenzen rechnen? Ich schrieb eine E-Mail an die deutsche Botschaft in Ruanda und erhielt die verstörende Antwort: „Sehr geehrte Frau Krapp, in der Vergangenheit gab es einen Skandal, weil ein Journalist Informationen in Ruanda sammelte und dann negativ einsetzte.“ Weitere Details wollte die Botschaft nicht herausrücken.

Nach langem Hin und Her entschied ich mich für den offiziellen Weg, beantragte eine Arbeitserlaubnis und bat die ruandische Botschaft in Berlin um ein Visum für eine sechswöchige journalistische Recherche. Die Rückmeldung war ernüchternd. Die Botschaft stellte mir ein ganz normales 30-Tage-Touristenvisum aus und sagte mir, alles Weitere müsse ich vor Ort klären.

Da stehe ich nun also, blicke den Einwanderungsbeamten in Kigali an, der noch immer wissen will, was ich von Beruf bin, und höre mich mit schwacher Stimme sagen: „Journalist“. Der Beamte legt kurz die Stirn in Falten. „Journalist?“. Ich halte die Luft an. Wird es nun passieren? Werden

sie mich in einen Nebenraum bringen, verhören? Dann haut der Beamte einen Stempel in meinen Pass und sagt: „Welcome to Rwanda.“

3. Allgemeines zum Land

Bei einer journalistischen Reise nach China mit einigen Mitstudenten meiner Journalistenschule vor einem Jahr sagte uns mal ein Korrespondent: „Wenn du eine Woche in China verbringst, kannst du danach ein Buch schreiben. Bist du einen Monat hier, reicht es nur noch für einen Bericht. Und wenn du ein Jahr lang hier bist, passt dein Wissen auf eine Postkarte.“ Etwa so ging es mir mit Ruanda. Praktischerweise war ich ungefähr einen Monat dort, deshalb passt mein Wissen nun ungefähr in einen Bericht wie diesen. Doch tatsächlich hatte ich während meines Hinflugs den Eindruck, das Land allein aufgrund der vielen Bücher, die ich gelesen und der Filme und Dokus, die ich gesehen hatte, irgendwie schon zu kennen, einschätzen zu können. Je länger ich mich jedoch dort aufhielt, umso mehr zweifelte ich daran, dass ich Land und Leute tatsächlich begriff. Umso mehr stellte ich Eindrücke und Erkenntnisse wieder infrage. Alle Aussagen, die ich zu Ruanda treffe, kann ich also nur als einzelne, sich teils widersprechende Erfahrungen aufschreiben und wahrscheinlich spiegelt keine dieser Erfahrungen alleine die ganze Wahrheit wider. Trotzdem können meine Anekdoten und Informationen vielleicht dazu beitragen, eine etwas bessere Vorstellung von Ruanda zu bekommen.

3.1 Die zwei Ruandas

„Es gibt zwei Kigalis: Das offizielle PR-Kigali und das hinter den Kulissen“, sagte mir ein deutscher Unternehmer an einem meiner ersten Tage in Ruanda. Das offizielle PR-Kigali sei in den letzten Jahren in rasender Geschwindigkeit hochgezogen worden – neue Hochhäuser, Kreisel, Einkaufszentren. Das „Singapur Afrikas“ soll Ruanda nach dem Willen des Präsidenten Paul Kagame werden, es gibt einen „Kigali Masterplan 2040“, eine „Vision 2050“ für das Land. Schon jetzt ist Kigali eine Startup-Hochburg, die Bewohner können wie in China viele Dinge wie Strom, Internet, Fernsehanschluss, bereits übers Handy zahlen. Die Straßen sind im ganzen Land sauber, Ruanda gilt als eines der sichersten Länder Afrikas – und fühlte sich auch für mich sehr sicher an – und auf den ersten Blick sieht man kein Elend. Auf den ersten Blick.

Hinter den Kulissen läuft vieles noch alles andere als gut in Ruanda. Was man nicht sehen kann, kann man schwer beurteilen, und es fällt einem auch zunächst nicht auf. Es sind deshalb vorwiegend Erzählungen von Menschen, denen ich in Ruanda begegnet bin, auf die sich die folgenden Ausführungen stützen.

Eine Entwicklungshelferin sagte etwa zu mir: „Dass es hier so sicher ist, liegt auch an massiver Einschüchterung.“ Einer Freundin von ihr sei das Handy geklaut worden und sie habe das bei der Polizei gemeldet. Einen Tag später sei sie zur Polizeistation bestellt und ihr sei der Täter gezeigt worden, der mit ihrem Handy geschnappt worden war. Zusammen mit anderen Straftätern habe er auf dem Boden gesessen. „Alle haben wohl total geheult“, sagte die Entwicklungshelferin. „Für Kleinigkeiten wird man hier hart bestraft.“

Dieselbe Entwicklungshelferin erzählte mir, in Ruanda seien vor einiger Zeit alle Waisenhäuser geschlossen worden. „Waisenkinder sollen in Familien aufwachsen, nicht im Waisenhaus“, sei das Credo gewesen. Das klingt nachvollziehbar und sinnvoll, doch offenbar gab es längst nicht genug Familien, die bereit waren, ein (weiteres) Kind aufzunehmen. Viele Familien seien also praktisch dazu gezwungen worden. Ein ruandischer Ex-Journalist bestätigte mir diese Aussagen ein paar Wochen später.

Wer heute durch Kigali läuft, begegnet kaum einem Straßenkind. Und auch sonst niemandem, der einfach auf der Straße sitzt und bettelt. So hat man erst einmal automatisch ein gutes Bild von der Stadt. „Straßenkinder kommen ins Gefängnis“, sagte mir die Entwicklungshelferin. „Straßenkinder passen nicht in das schöne Bild von Ruanda, das man im Ausland haben soll.“ Sie kannte eine Freiwillige, die mit einer Organisation daran arbeitete, Kinder aus Gefängnissen herauszuholen. Ruandische Gefängnisse sind nach allem, was ich gehört habe, schreckliche Orte. Insbesondere soll es ein Gefängnis für Jugendliche auf einer Insel mitten im Kivu-See geben, in dem die jungen Menschen zum Teil über Jahre vollkommen isoliert von Freunden und Familie ihre Strafe abbüßen müssen. Ein ruandischer Freund erzählte mir von einem Klassenkameraden, der mehrere Monate dort verbringen musste, weil er illegal einen kleinen Straßenstand betrieben hatte.

In Ruanda ist das öffentliche Leben eingeschränkt. Mir wurde erzählt, auf der Straße dürfe nichts verkauft werden. Auch gehöre es sich nicht, außerhalb von Häusern zu essen oder zu trinken. Alle Menschen, die man sieht, sind entweder mit etwas beschäftigt oder auf dem Weg irgendwohin. Man sieht die Menschen nicht hungern. Wenn man als weiße Person durch die Straßen läuft, wird man ab und an nach Geld gefragt – meist als Gegenleistung für eine Wegbeschreibung, die man gar nicht unbedingt gebraucht hätte. Doch wirklich elend sieht niemand aus. „Momentan haben wir Er-

nahrungssicherheit.“, sagte mir Juliet Kabera, die Generaldirektorin für Umwelt und Klimawandel des ruandischen Umweltministeriums, in einem Gespräch. „Mit den Vorräten der Regierung und den Produkten der Bauern haben wir genug zu essen für alle.“ Ich glaubte ihr das, bis ich dem zuvor erwähnten ruandischen Ex-Journalisten davon erzählte, und er heftig widersprach. „Viele Leute hungern. Einige trinken das braune Wasser aus den Flüssen!“, sagte er. „Manchmal verschwinden ganze Dörfer, weil die Bewohner auf der Suche nach Essen allesamt nach Uganda laufen.“

In den folgenden Kapiteln wird deutlich werden, wie häufig es solche Widersprüche in Ruanda gibt zwischen dem, was man sieht, was die offiziellen Stellen sagen, und dem, was Leute sich unter der Hand erzählen.

3.2 Presse- und Meinungsfreiheit

Wie schon im Prolog erwähnt: Die Organisation „Reporter ohne Grenzen“ stuft Ruanda als eines der gefährlichsten Länder für Journalisten weltweit ein. Nachdem meine Einreise überraschend unkompliziert verlaufen war, wurde ich in meinen ersten Tagen im Land mehrmals wieder an diese Gefahr erinnert. „Für Journalisten ist es hier sehr schwierig“, erzählte mir die Entwicklungshelferin. „Allgemein ist es für kritische Menschen schwierig. Ein Freund von mir hat viele Familienmitglieder beim Militär. Mehrere sind einfach verschwunden.“

Einem ruandischen Mitarbeiter der EU-Delegation froren, als ich mich als Journalistin vorstellte, für einen Moment die Gesichtszüge zu einem halb überraschten, halb besorgten Ausdruck ein, bevor er mir lächelnd die Hand schüttelte. Ein ruandischer Journalist sagte zu mir: „Es ist meine Passion, Journalist zu sein, aber hier in Ruanda gibt es keinen Journalismus. Hier gibt es nur PR.“ Er habe mal als Editor gearbeitet, also bei einer Zeitung Artikel abgenommen und redigiert. Das sei eigentlich ein sehr guter Job. Aber es sei ständig passiert, dass ihn jemand von der Regierung anrief und ihm sagte, er solle bestimmte Passagen der Artikel umschreiben, manchmal auch ganze Texte von der Seite nehmen. „Das passierte auch spät abends noch. Ich musste immer erreichbar sein und alles tun, was die Regierung wollte.“ Sogar fertige Texte habe die Regierung ihm zur Veröffentlichung geschickt. „Da habe ich gekündigt, das ist doch Mist!“ Jetzt arbeitet er journalistisch in einem weniger kritischen Bereich, hat sich neben dem Journalismus noch andere wirtschaftliche Standbeine gesucht.

Der anfangs erwähnte deutsche Unternehmer erzählte mir: „Wenn Leute hier sich kritisch äußern, schalten sie immer ihre Handys aus. Ich habe mal mit der Firma gesprochen, die die nötige Technik bereitstellt, um die Leute

hier abzuhören. Die haben mir gesagt, dass die Regierung auch die Kapazitäten hat, das abgehörte Material tatsächlich auszuwerten. Vielleicht sogar das, was auf Deutsch gesagt wird.“ Der Unternehmer sprach auch von einer „Liste“, auf die man gesetzt werden könne, wenn man negativ auffalle. Von einer Liste hörte ich später noch einmal. Wer darauf stünde, könne seine Karrierepläne begraben.

Nach diesen düsteren Erzählungen hörte ich einige Wochen lang nichts mehr von Überwachung und Unterdrückung, und machte auch selbst keinerlei Erfahrungen, die auf solche Vorgänge schließen ließen. Bei meinen Interviews und journalistischen Terminen und mit den Freunden, die ich kennenlernte, hatte ich den Eindruck, dass die Leute sehr frei und offen sprachen – wobei ich niemanden von mir aus auf heikle politische Themen ansprach. Ging es doch mal um Politik, fiel mir allerdings auf, dass bestimmte Begriffe gemieden wurden. Beispielsweise nahm niemals irgendjemand den Namen des ruandischen Präsidenten – Paul Kagame – in den Mund. Man sagte „er“, „die Regierung“, „der Chef“ oder bestenfalls „der Präsident“. Paul Kagame ist in Ruanda eine Art „Du-weißt-schon-wer“. Der, dessen Name nicht genannt werden darf. Ähnlich war es mit den Begriffen „Hutu“ und „Tutsi“ – den beiden Volksgruppen, zwischen denen 1994 ein verheerender Genozid stattfand. Wer über den Völkermord sprach, sagte: „Die Gruppen“, „die einen“ und „die anderen“, „die Täter“ und „die Opfer“. Unter Deutschen hörte ich auch „T“ und „H“.

Abgesehen von dieser Besonderheit schienen mir die Menschen recht zufrieden zu leben. Positiv fiel mir auf, dass die Leute viel mehr aufeinander Acht gaben, als das in Deutschland der Fall ist. Wenn jemand irgendein Problem hatte, den Weg nicht kannte, nach etwas fragte, dann versuchten oft alle Umstehenden, zu helfen und sich an der Problemlösung zu beteiligen. Die Menschen fragen sich gegenseitig um Hilfe, arbeiten zusammen. Einmal sah ich in einem abseits gelegenen Dorf, wie vier Männer einen Kranken mangels Krankenwagen auf einer Trage ins Krankenhaus im nächstgrößeren Ort trugen. Ein Dutzend weitere Männer lief nebenher, um die Trage nach einer Weile zu übernehmen. Andere Mitläufer schienen einfach Beistand zu leisten. So wanderte eine ganze Gemeinschaft die Straße entlang, weil einer von ihnen krank geworden war.

Solche Alltags-Verhaltensweisen sagen natürlich noch nicht viel darüber aus, wie und ob sich die Menschen mit den politischen Themen ihres Landes auseinandersetzen und an welche Informationen sie überhaupt herankommen. Für mich als ausländische Besucherin war es nicht allzu schwer, an halbwegs unabhängige Informationen zu kommen. Zwar waren sämtliche Artikel, die ich in der großen, englischsprachigen Tageszeitung „The New Times“ las, reinste Regierungs-PR. Doch gab es im Land auch Zeitungen

wie den in Kenya herausgegebenen „East African“, die den Themen, die ich bereits in der New Times gesehen hatte, stets noch eine kritische, einordnende Note beifügten. Und das ruandische Wochenmagazin „The Independent“, das mit dem Slogan wirbt: „You buy the truth, we pay the price“.

Was den „Independent“ betrifft, so schüttelte der ruandische Ex-Journalist jedoch nur den Kopf darüber. „Diese Zeitung wird von der Regierung benutzt“, sagte er. „Genauso wie die ‚Opposition‘. Manchmal berichtet der Independent krasse Dinge, und man denkt: ‚Wie können sie sich das erlauben?‘ Aber diese Informationen wurden dann ganz gezielt von der Regierung zugelassen.“ Er erzählte auch davon, wie er früher als Journalist versucht habe, kritisch über ein landwirtschaftliches Programm der Regierung zu berichten. Kritik, die Menschen ihm gegenüber geäußert hatten, ehrlich in die Zeitung zu schreiben. Die Regierung habe aber so viel Druck aufgebaut, dass er seinen Job schließlich kündigte – aus Angst um seine Kinder, wie er sagte.

„Ruanda ist wie die DDR“, bekam ich mehr als einmal zu hören. „Es gibt überall Spione, Kinder bespitzeln ihre Eltern und Eltern ihre Kinder.“ Die Ruander, mit denen ich öfter zu tun hatte, und die ich nach meinen neun Wochen Aufenthalt als so etwas wie Freunde bezeichnen würde, lernte ich unter Umständen kennen, die nur schwerlich „eingefädelt“ worden sein können. Grundsätzlich hatte ich nie das Gefühl, beschattet oder ausspioniert zu werden. Ob das dafür spricht, dass mein Vorhaben und ich der ruandischen Regierung herzlich egal waren oder dafür, dass die ruandischen Spione ziemlich professionell sind, weiß ich nicht.

3.3 Die Regierung

Der ruandische Präsident Paul Kagame regiert Ruanda de facto, seitdem er das Land im Sommer 1994 befreit und erobert und somit den Völkermord beendet hat. Im Juli 1994 wurde er zunächst Verteidigungsminister und Vizepräsident, zog aber damals bereits viele Fäden. Im April 2000 wurde er dann vom Parlament zum Präsidenten gewählt. Im Jahr 2015 hätte er eigentlich abtreten müssen, da die ruandische Verfassung die Regierungsdauer eines Präsidenten auf zwei siebenjährige Amtsperioden begrenzte. Doch Kagame veranstaltete ein Verfassungsreferendum, und offiziell stimmten 98,4 Prozent der Ruander für eine Aufhebung der Amtszeitbeschränkung. Nun kann Kagame theoretisch bis 2034 Präsident bleiben.

Ruanda wird oftmals als Autokratie, hin und wieder sogar als Diktatur beschrieben, Kagame als Autokrat und Diktator. Nicht selten fügen Menschen aber vor dem Wort „Diktator“ noch ein Adjektiv ein. „Benevolent dictator“

nennen sie Kagame – den wohlmeinenden Diktator. Bei diesem Begriff handelt es sich um die theoretische Idee eines Staatsoberhauptes, das den Nutzen aller Bürger maximiert. Kann es ein solches Konstrukt in der Praxis tatsächlich geben?

Tatsächlich fließen aus Europa, Amerika und Asien große Entwicklungshilfe-Summen nach Ruanda, denn das Land gilt als vergleichsweise unkorrupt. Dass Korruption in Ruanda durchaus vorkommt, dafür habe ich während meines Aufenthaltes mehrere Indizien gefunden. Ein Bekannter erzählte mir, wie er seine SIM-Karte „für etwas mehr Geld als üblich“ gekauft hatte, ohne sie auf seinen Namen zu registrieren. Ein Busfahrer bot mir an, mich mit in die Innenstadt zu nehmen, obwohl ich kein Geld mehr auf meiner Buskarte hatte, wenn ich ihm das Geld – plus einen kleinen Extra-Betrag – in bar geben würde. Als wir während einer Wanderung zum Vulkan Mount Bisoke zufällig einen Gorilla im Busch aufspürten, ließen uns die Parkangestellten zunächst nur kurz gucken und wiesen uns dann an, weiterzugehen, denn ein Gorilla-Besuch kostet normalerweise 1.500 Dollar. Als aber ein Gruppenmitglied mit Daumen, Zeige- und Mittelfinger die „Geld-Geste“ machte, schlugen sich die Angestellten auf einmal in den Busch und machten den Weg frei, sodass wir den Gorilla anschauen und fotografieren konnten. Am deutlichsten wurde das scheinbar noch vorhandene Korruptionsproblem aber anhand eines Werbeplakates in Kigali, auf dem dazu aufgerufen wurde, Korruption keine Chance zu geben. Wäre Korruption kein Thema, müsste man wohl auch keine Kampagne dagegen fahren. Trotz allem hat man aber den Eindruck, dass das Geld, das aus dem Ausland an die ruandische Regierung fließt, dort ankommt, wo es gebraucht wird.

Wenn die Regierung etwas beschließt, dann setzt sie es allerdings oftmals gnadenlos und ohne Rücksicht auf Verluste durch. Öffentlich zu widersprechen wagt wohl kaum jemand. Ein Beispiel ist der Beschluss, sich von einem frankophonen in ein anglophones Land zu verwandeln. Im Jahr 2009 wurde die Schulsprache innerhalb kürzester Zeit von Französisch auf Englisch umgestellt – ohne, dass man die Lehrer vorher ausreichend geschult hatte. Auf einmal sollten Lehrer im ganzen Land in einer Sprache unterrichten, die weder sie selbst noch ihre Schüler beherrschten. Mehrere Studenten und Berufstätige erzählten mir, das Bildungssystem habe darunter stark gelitten. Proteste gab es aber nicht. Und mittlerweile sprechen Ruandas junge Leute in der Regel besser Englisch als Französisch, was dem Land, das sich zum Ziel gesetzt hat, mehr Touristen anzulocken, sehr zugute kommt.

Ein weiteres Beispiel für eine rationale, doch zugleich radikale politische Maßnahme der Regierung ist die Umstellung der Landwirtschaft. Um Hungersnöte zu bekämpfen, hat die Regierung beschlossen, dass in jeder Region vorwiegend das angebaut werden soll, was dort am besten wächst. Bau-

ern im Osten, deren Familien jahrzehntelang traditionell Maniok anbauten, müssen nun womöglich auf Mais umsteigen. Mal abgesehen davon, dass Monokulturen problematisch sein können, erzählte mir ein Ruander, dass die Bauern durch den Umstieg zunächst Ernteausfälle erlebten, denn es dauere schließlich eine ganze Weile lang, bis eine neu angebaute Pflanze Früchte hervorbringe. Was also sollten sie in der Zwischenzeit essen?

Bei meinem Interview mit Juliet Kabera, der Generaldirektorin für Umwelt und Klimawandel des ruandischen Umweltministeriums, fragte ich danach. Zu meiner Überraschung seufzte sie und sagte: „Das ist nicht gerade eines meiner Lieblingsthemen. Vielleicht können Bauern jetzt nicht mehr alles ernten, was sie selbst zum Leben brauchen. Ein Bauer, der in der Eastern Province Mais anbaut, erhält am Ende der Saison tonnenweise Mais. Er kann ein Viertel seiner Einnahmen nutzen, um alle Früchte zu kaufen, die er will, und hat trotzdem noch so viel Einnahmen übrig, wie zuvor. Insgesamt wird so mehr Nahrung produziert. Es geht um Ernährungssicherheit. Wir haben keine Wahl.“

Hat die Regierung wirklich keine Wahl? Sind echte Mitspracherechte, ist echte Demokratie für das ruandische Volk unzumutbar? Würde es das Land ins Chaos stürzen? Zumindest der Weg dorthin hat das Potential, viel Chaos anzurichten. Derzeit gibt es eine Rebellengruppe, die Paul Kagame die Spaltung der Nation, die Unterdrückung bürgerlicher Freiheiten und die Änderung der Verfassung vorwirft. Es ist eine bewaffnete Opposition außerhalb des Landes, die allerdings Ende Juni und Anfang Juli dieses Jahres nachts aus Burundi durch den Nyungwe-Regenwald im Grenzgebiet nach Ruanda kam und einen angrenzenden Distrikt überfiel. Dabei töteten die mit Gewehren und Macheten bewaffneten Rebellen wohl zwei Menschen, kidnapten mehrere Leute und verletzten Dutzende. Außerdem stahlen sie Vieh und Nahrungsmittel.

Die Gruppe nennt sich „National Liberation Forces“ (NLF) und gehört zum „Rwanda Movement for Democratic Change“ (RMDC). Diese Bewegung wiederum steht wohl in Verbindung zu Paul Rusesabagina. Rusesabagina war zur Zeit des Völkermordes 1994 Hotelmanager des ruandischen Luxus-Hotels „Milles Collines“ und nutzte seine Position, um hunderte Menschenleben zu retten. Er ist der Held des weltberühmten, dieser Zeit nachempfundenen Films „Hotel Ruanda“. Und mittlerweile wohl einer der großen Staatsfeinde. Dass die Überfälle in Ruanda mit seiner Bewegung zusammenhängen, erfuhr ich lediglich aus dem „East African“. Ruandas staatstreue Zeitung „The New Times“ berichtete zwar über die Attacken, jedoch nicht über den Hintergrund der Angreifer. Dass es sich um Rebellen handelte, die die Regierung Kagames infrage stellten, dazu stand kein Wort in der New Times. Sucht man auf der Website der Zeitung nach dem Namen

„Rusesabagina“, sieht man, dass dieser zuletzt im Jahr 2014 in einem Text erwähnt wurde. Seitdem werden seine Aktivitäten wohl totgeschwiegen.

Paul Kagame gab allerdings eine Warnung an die Rebellen heraus. Ruanda wolle keinen Krieg starten, sei aber bereit und imstande, einen zu führen, soll er laut East African gesagt haben. Gleichzeitig soll der Generalinspekteur der ruandischen Polizei zu den Bewohnern der überfallenen Provinz gesagt haben, sie sollten „nicht auf die Rebellen hören“ und sich nicht von „Feinden des Staates“ benutzen oder in die Irre führen lassen.

Ich hörte, dass die Gesellschaft für Internationale Zusammenarbeit (GIZ) ihren Mitarbeitern infolge der Ereignisse verbot, die Straße durch den Nyungwe-Regenwald zu nutzen, auch wenn Ruanda seine Grenzen Mitte Juli offiziell für sicher erklärte. Der East African berichtete, Ruanda habe große Mengen an Soldaten entlang der Grenze und im Nyungwe-Regenwald aufgestellt. Als ich einige Wochen später, Ende August, in den Nyungwe-Regenwald fuhr, waren diese Soldaten immer noch da. In Tarnkleidung standen sie schwer bewaffnet am Rande der Straße, manchmal kaum zu sehen zwischen den Bäumen. Vor allem an Brücken und Pfaden standen oftmals mehrere Soldaten beisammen. Abgesehen davon wirkte alles sehr ruhig und friedlich in dem Wald, und es waren auch einige Touristen dort. Viele hatten vermutlich überhaupt nichts von den Vorfällen mitbekommen.

In Ruanda gibt es keine ernstzunehmende politische Opposition. Die Angehörigen des „Movement for Democratic Change“ begründen ihre Radikalität damit, dass ein friedlicher, demokratischer Wandel nicht möglich ist. Dieser Anschuldigung kann man nicht widersprechen. Im vergangenen Jahr wollte die Oppositionelle Diane Shima Rwigara gegen Paul Kagame antreten. Keine 48 Stunden, nachdem sie dies verkündet hatte, tauchten gefälschte Nacktfotos von ihr im Internet auf, später forderten sie die staatlichen Finanzbehörden zu einer Steuernachzahlung von umgerechnet 6,7 Millionen US-Dollar auf, sie wurde als Kandidatin von den Wahlen disqualifiziert und sitzt nun hinter Gittern. Kagame gewann die Wahl mit 98,8 Prozent der Stimmen. Bei einem Wahlkampfauftritt sagte Kagame dann den vielzitierten Satz: „Journalisten schreiben, unsere Wahlen seien eine Show, weil das Ergebnis schon feststeht. Ich bin sogar froh, dass das Ergebnis schon feststeht.“

Während ich in Ruanda war, fanden Parlamentswahlen statt. Ich erlebte sie in einem Dorf nahe dem Kivu-See. Früh am Morgen schallte laute Musik durch die Straße, an der das Dorf lag, und die Menschen begannen, sich vor dem dorfgroßten Gebäude in eine Schlange zu stellen, wo um sieben Uhr die Wahl beginnen sollte. Um zu dem als Wahlbüro fungierenden Gebäude zu kommen, musste man unter einem großen, aus dünnen, langen Baumstämmen gezimmerten Tor hindurchschreiten, an dem ein Banner hing. Ich fuhr

an dem Tag mit dem Fahrrad entlang des Kivu-Sees noch durch einige weitere Dörfer, und in jedem größeren Dorf stand ein solches Tor. Ein Freund von mir übersetzte den Schriftzug auf den Bannern mit: „Lasst uns an den Wahlen teilnehmen.“

Wann die Wahlergebnisse feststehen würden, wusste von den Leuten, die ich fragte, niemand so genau. Im Endeffekt wurden die Zahlen zu den Parlamentssitzen nach zwei Tagen veröffentlicht. Die Zahlen waren dann aber zumindest für mich ein wenig überraschend. Die Koalition um Paul Kagames Partei „Ruandische Patriotische Front“ (RPF) verlor knapp ihre absolute Mehrheit im Parlament und hat nun „nur noch“ 40 der 80 Sitze. Von den 80 Sitzen sind allerdings nur 53 direkt wählbar, die restlichen 27 sind für Frauen, Behinderte und andere „Special interest groups“ reserviert. Zum ersten Mal zogen auch zwei Parteien mit jeweils zwei Sitzen ins Parlament ein, die die Medien als „Oppositionsparteien“ beschreiben. Alle anderen Parteien sind wohl vollständig auf Regierungslinie. Dem Oppositionsführer Frank Habineza und seiner Democratic Green Party war noch bei den Wahlen 2010 verboten worden, anzutreten, sein Stellvertreter wurde mit halb abgetrenntem Kopf tot aufgefunden. Im Vorfeld der diesjährigen Parlamentswahlen wurde mitten im Wahlkampf in Habinezas Haus eingebrochen, in der Folge musste er einige Wahlkampfauftritte absagen. Ich las im East African von dem Vorfall. In der „New Times“ konnte ich keinen Artikel dazu finden.

Dass nun oppositionelle Abgeordnete im Parlament sitzen, erklärte die regierende RPF zum Beweis dafür, dass das Land eine echte Demokratie sei und dass das Volk wählen könne, was es wolle. Ein ehemaliger Wahlhelfer erzählte mir allerdings in Kigali, dass er in einer früheren Wahl mitbekommen habe, wie Wahlzettel von Bürgern, die nicht zur Wahl erschienen seien, später einfach von den Wahlhelfern ausgefüllt wurden.

Trotz allem glaubte jeder, mit dem ich darüber gesprochen habe, dass Kagame Wahlen auch ohne Unterdrückung und Manipulationen gewinnen würde. Schließlich ist es ihm gelungen, das Land innerhalb von 24 Jahren von einem komplett zerstörten Bürgerkriegsland in eines der sichersten und in vielerlei Hinsicht vorbildlichsten Staaten Afrikas zu verwandeln. Der Großteil der Bevölkerung hat erlebt, wie das Leben unter Kagames Regierung immer besser wurde. Und selbst wer nicht voll und ganz hinter Kagame steht, ist der Überzeugung: Niemand anderes könnte das Land so gut zusammenhalten und so effizient führen. Wenn Kagame einmal nicht mehr Präsident sei, so ein verbreiteter Glaube, dann sei ungewiss, ob das Land erneut im Chaos versinken könnte.

3.4 Der Genozid. Kann es wieder passieren?

Offiziell gehören die Bezeichnungen „Hutu“ und „Tutsi“, und die tiefe Spaltung der Gesellschaft, die damit einherging und zum Völkermord an mindestens 800.000 Tutsi und moderaten Hutu führte, der Vergangenheit an. Die Begriffe werden im heutigen Ruanda kaum mehr verwendet, es sei denn, man spricht explizit über die Vergangenheit. Alle sind schlicht „Ruander“ und was die letzte Generation war, soll keine Rolle mehr spielen.

Der Umgang mit dem Völkermord ist insofern lobenswert, als dass die schrecklichen Ergebnisse nicht totgeschwiegen werden. Im Gegenteil gibt es jedes Jahr während der 100 Tage, in denen im Jahr 1994 der Völkermord stattfand, eine Zeit des Gedenkens. Der in Kigali lebende deutsche Unternehmer, den ich eingangs erwähnte, beschrieb diese Zeit mir gegenüber einmal so: „Vom siebten April an ist hier immer für ein paar Wochen Flaute. Es gibt viele Gedenkveranstaltungen zum Genozid, es ist verboten, Musik zu hören und auszugehen, um sich zu amüsieren. Da bricht bei vielen Unternehmen das Geschäft ein.“

Eine Mitarbeiterin der GIZ erzählte mir von einer jährlichen Gedenkfeier in einem großen, mit Menschen gefüllten Stadion, die sie in diesem Jahr miterlebt hat. „Es war totenstill“, beschrieb sie. „Das habe ich noch niemals vorher erlebt – so viele Menschen und so eine Stille! Dann begannen auf einmal Menschen zu weinen und zu schreien. Einige verloren komplett die Nerven und schrien so laut, dass Sicherheitsmänner sie hinausbringen mussten. Eine Frau geriet in Panik und schrie laut: ‚Hilfe! Sie werden mich umbringen!‘. Und Kollegen zufolge ist das nichts gegen das, was bei dieser Veranstaltung noch vor ein paar Jahren abgegangen ist. Es ist unfassbar, wie traumatisiert dieses Volk ist.“

Was in Ruanda bis heute fehlt, ist die nötige Anzahl an Psychotherapeuten, um all die traumatisierten Menschen zu therapieren. Das liegt natürlich auch daran, dass sich kaum jemand einen Psychotherapeuten leisten kann. Ich lernte einmal einen deutschen Psychologen kennen, der für einige Wochen ehrenamtlich Menschen in Ruanda therapierte und ruandische Therapeuten fortbildete. Er erzählte mir, dass die Nachfrage nach einer Therapie sehr groß sei. Er habe zum Beispiel einmal eine Frau therapiert, die Angst vor Macheten – der Hauptwaffe des Völkermordes – hatte und nach der Therapie wieder in der Lage war, eine Machete – heute wieder ein wichtiges Werkzeug in der Landwirtschaft – in die Hände zu nehmen.

Was es gibt, sind Programme zur Versöhnung zwischen ehemaligen Tätern und Opfern – was allein schon deshalb notwendig ist, weil der Wohnraum in Ruanda so knapp ist und dieser Tage immer mehr Täter ihre Zeit im Gefängnis fertig verbüßt haben und freigelassen werden. Es gibt deshalb

sogenannte „Reconciliation Villages“ – Aussöhnungsdörfer, in denen Täter und Opfer wieder Tür an Tür wohnen. „Mein Nachbar hat fast meine ganze Familie umgebracht, aber jetzt sind wir Freunde“, erzählte eine Bewohnerin eines dieser Dörfer dem „Guardian“.

Ein ruandischer Journalist, der nach Aussage eines ruandischen ehemaligen Heinz-Kühn-Stipendiaten einer der wenigen unabhängigen Journalisten in Ruanda ist, erzählte mir anderes. „In diesen Dörfern werden traumatisierte Opfer gezwungen, Menschen, die ihre Eltern und Geschwister ermordet haben, jeden Tag zu sehen.“ Es sei furchtbar für die Menschen, aber wehren würde sich wie üblich niemand.

Ein Ruander, der während des Völkermordes zufällig gerade in Deutschland studierte, die Kontakte in die Heimat jedoch gehalten hatte, erzählte mir: „Es haben damals Leute mitgemacht, von denen ich das niemals gedacht hätte.“ Und er urteilte: „Ich glaube, es könnte wieder zu einer Situation wie im Völkermord kommen. In den Köpfen der Leute hat sich nicht viel getan.“ Einmal sagte mir jemand, das sei auch die Einschätzung, die intern in der deutschen Bundesregierung herrsche.

Der zuvor erwähnte deutsche Unternehmer hingegen sagte mir einmal: „Es ist für mich unvorstellbar, dass dieser Völkermord hier stattgefunden hat. Ruander sind so zarte, nette Leute. Undenkbar, dass die sich mal gegenseitig abgeschlachtet haben.“ Dann fügte er aber hinzu: „Auf der anderen Seite stelle ich mir vor, dass es hier unter der Oberfläche immer noch brodeln muss. Ich kenne jemanden, der mit vier Jahren zugehört hat, wie seine gesamte Familie abgeschlachtet wurde. Er lag unter dem Bett, während mehr als ein Dutzend Mitglieder seiner Familie mit Macheten ermordet wurden. So etwas kann man doch nicht vergessen. Wenn die Regierung es schafft, diesen stabilen Zustand, den wir jetzt haben, zu halten, bis es niemanden mehr gibt, der sich an den Völkermord erinnert oder direkt betroffen ist – also bis in die nächste Generation – dann glaube ich, dann hat Ruanda eine echte Chance.“

3.5 Bildung

Wie bereits erwähnt, wurde die Unterrichtssprache in Ruanda im Jahr 2009 von Französisch auf Englisch umgestellt. Laut Aussagen mehrerer Studenten sowie Eltern, die ich in Ruanda traf, hat dieser radikale und plötzliche Umstieg die ohnehin niedrige Schulqualität noch einmal verschlechtert.

Als es nach Ende des Völkermordes im Sommer 1994 galt, das vollkommen zerstörte Land wieder aufzubauen und zu strukturieren, setzte die neue Regierung laut Erzählung einer GIZ-Mitarbeiterin bei der Bildung auf

Quantität, weniger auf Qualität. Die Einschulungsrate liegt laut dem rheinland-pfälzischen Partnerbüro in Ruanda heute bei 95 Prozent. Zwar erzählten mir Einheimische von Schulgebühren, die bei armen Familien dafür sorgten, dass nur ein Kind nach dem anderen die Grundschulbildung durchlaufen könne. Und das Partnerbüro berichtet auch, dass lediglich 60 Prozent der Schüler die Primarschule auch abschließen. Aber immerhin kann eine breite Masse in der ruandischen Bevölkerung lesen und schreiben.

Die Englisch- und Französischkenntnisse der Leute sind aber meiner Erfahrung nach, wenn man es nicht gerade mit besonders gebildeten Menschen zu tun hat, sehr schlecht. Kommunikation ist außerhalb Kigalis ohne Übersetzer oft schwierig bis unmöglich. Selbst in einem Restaurant, das zu einem auf Touristen ausgelegten Hotel nahe des Vulkan-Nationalparks mit den berühmten Gorillas gehörte, erlebte ich es einmal, dass niemand von den anwesenden Kellnern auch nur ein Wort in einer anderen Sprache als der ruandischen Landessprache Kinyarwanda verstand. Mein Freund – der mich nach der sechswöchigen Recherche noch für drei Wochen Urlaub besuchte – und ich hatten dort beim Hotelbesitzer Pizza „vorbestellt“. Als wir zur vereinbarten Uhrzeit kamen, war der Besitzer jedoch nicht da, und seine Angestellten verstanden offenbar nicht einmal das Wort „Pizza“. So mussten wir den Hotelbesitzer anrufen, damit er seinen Mitarbeitern erklärte, dass die fertigen Pizzas in der Küche für uns bestimmt waren.

Ein weiteres Problem ist, dass in Ruanda nach dem, was ich gehört habe, noch viel Frontalunterricht stattfindet, bei dem die Schüler schlicht das wiederholen, was der Lehrer sagt. Die GIZ-Mitarbeiterin sagte mir: „Das Bildungssystem hier ist schlecht. Die Massenbildung hat natürlich etwas für sich. Aber die Leute sind nach wie vor sehr obrigkeitshörig, lernen nur Nachplappern, und nicht kreativ sein, selbst denken. Und viele Leute arbeiten hier auch schlecht. Sie sind es nicht gewohnt, die Initiative zu ergreifen. Alles dauert sehr lange.“ Auch der deutsche Unternehmer sagte mir: „Das mit der Bildung ist eine Gratwanderung. Man erzieht die Leute nicht zum selbst denken. So kann man sie gut unter Kontrolle halten, aber sie sind auch leicht manipulierbar.“

Ein ruandischer Vater erzählte außerdem, Lehrer hassten es, wenn ein Kind einen neuen, englischen Satz „mit in die Schule brächte“, den es anderswo gelernt habe. Dadurch fühlten sich Lehrer, die ja selbst oft schlecht Englisch sprechen, in ihrer Autorität untergraben. Und ein Student erzählte mir von Szenen aus seiner Schulzeit, bei denen er Aussagen des Lehrers genauer hinterfragt und sich dafür strafende Blicke eingefangen hatte.

Einmal hatte ich ein erstaunliches Erlebnis bei der „Tour du Rwanda“ – eine ruandische Version der „Tour de France“. Ich sah mir das Rennen gemeinsam mit einem ruandischen Freund an. Im Anschluss sollte es eine

Show geben. Vor einem großen Einkaufszentrum in der Innenstadt von Kigali war am Ende eines gigantischen Parkplatzes eine große Bühne aufgebaut und als wir dort ankamen, spielte bereits ohrenbetäubende Musik. Seitlich des großen Parkplatzes drängelten sich die Menschen und blickten bereits gespannt in Richtung Bühne. Doch direkt davor stand niemand – obwohl es keine Absperrung gab.

Es war nicht ersichtlich, weshalb man an einer so schlechten Position stehen sollte, anstatt sich einen guten Platz vorne an der Bühne zu sichern. Wir gingen also zu einem Beet in der Mitte des Parkplatzes, das zwei Parkreihen voneinander trennte, und setzten uns auf die Kante. Sobald wir saßen, begannen andere Menschen, sich auf den Parkplatz zu wagen, stellten sich neben und hinter uns. Niemand jedoch stellte sich vor uns, näher an die Bühne heran.

Nach einer Weile wurde es so eng auf dem Blumenbeet, dass wir beschlossen, ein Stück nach vorne zu gehen. Vor uns war ja alles frei. Sobald wir das taten, folgten uns einige Leute zögernd. Wir gingen nicht ganz bis zur Bühne nach vorne, und wieder blieben die Leute hinter uns stehen und sammelten sich dort. Erst als ich mich direkt vorne an die Absperrung vor der Bühne stellte, taten andere es mir gleich. Dann füllte sich der Parkplatz mit einem Mal rasend schnell. Nun, da Leute vorne standen, stellten sich hunderte dahinter.

Ich war vollkommen überrascht. Scheinbar wollte niemand vorangehen, niemand angeguckt werden, niemand etwas tun, was nicht auch andere taten. Es war ein Moment, der mich denken lies: Ein Volk, das obrigkeitshörig ist und wenig gebildet, lässt sich vielleicht leichter kontrollieren als ein Volk von Individuen und Initiatoren. Aber es lässt sich auch leichter manipulieren. Je nachdem, wer an der Macht ist, kann da für Ordnung sorgen – oder für Krieg.

Die Mängel des ruandischen Schulsystems scheinen vielen Ruandern bewusst zu sein. Wer es sich leisten kann, erwirbt seine Bildung deshalb im Ausland. Ein Freund, den seine Eltern in Uganda zur Schule geschickt hatten, sagte mir, dort habe die Schule eine wesentlich höhere Qualität. Ein ruandischer GIZ-Mitarbeiter überlegte, in welchem westlichen Land er seinem Sohn wohl am ehesten ein Studium finanzieren könne. Und ein Student, mit dem ich mich anfreundete, bewarb sich – leider erfolglos – um ein Schengen-Visum, um in der EU seinen Master machen zu können. Er wurde mit der Begründung abgelehnt, dass man nicht habe feststellen können, dass er die Intention habe, die EU nach seinem Studium wieder zu verlassen.

Etwas, was das ruandische Schulsystem meiner Ansicht nach seit einiger Zeit positiv auszeichnet, und so gar nicht zum Nachsprechen und Hinterherlaufen passt, ist die Tatsache, dass wohl alle Ruander, die es bis zur „Ober-

stufe“ schaffen, ein Fach namens „Entrepreneurship“ in der Schule haben, wie mir mehrere Leute erzählten. Dort lernen sie, wie man ein eigenes Unternehmen gründet und werden dazu ermutigt, genau das nach der Schule auch zu tun.

Tatsächlich waren alle jungen Leute, die ich kennenlernte, gerade dabei, ein Startup aufzubauen oder arbeiteten in einem. Keiner von den mir bekannten Anfang-Zwanzigjährigen arbeitete hingegen in einem etablierten Unternehmen oder strebte dies an. In Unternehmen scheint es wenige Arbeitsplätze zu geben, gleichzeitig gibt es aber jede Menge Marktlücken, die gefüllt werden wollen, in dem sich rapide entwickelnden Land. Freunde erzählten mir begeistert von ihren innovativen Ideen zu Dingen, die in Deutschland längst selbstverständlich sind. Ein Startup, das ich interviewte, arbeitete etwa an einem Programm, über das Uni-Professoren Dokumente und Informationen für ihre Studierenden hochladen können – etwas, das alle europäischen Unis, die ich kenne, längst nutzen. Ein Student bewarb sich bei einem Innovationswettbewerb mit der Idee, Busse mit Rampen auszustatten, sodass auch Rollstuhlfahrer einsteigen können.

Besonders unterstützend für solche Gruppen wirkt der sogenannte „Impact Hub“ in Kigali – ein sogenannter „Inkubator“, in dem Ideen entstehen und gefördert werden sollen. Im Gebäude des Impact Hubs finden regelmäßig Diskussionsrunden statt. So zum Beispiel zu Nachhaltigkeit und Umweltschutz. Aber auch zur Bildungsqualität im Land und zum Thema „Zugang zu Informationen“.

Ruandas Bildungselite, so schien es mir, hat großes Potential, das Land nachhaltig voranzubringen. Die Frage ist, ob es einem dieser gebildeten, motivierten jungen Menschen gelingen wird, friedlich die Macht zu übernehmen und die erfolgreiche Entwicklungsarbeit der aktuellen Regierung verbunden mit einer offeneren, liberaleren Staatsform weiterzuführen.

3.6 Die Rolle der Frau

Liest und sieht man Beiträge in internationalen Medien zu Frauen in Ruanda, dann sind sie fast immer positiv. Dort wird erwähnt, dass Ruanda weltweit das Land mit dem höchsten Anteil an Frauen im Parlament ist. Dass Frauen – auch, weil es nach Ende des Völkermordes in Ruanda viel mehr von ihnen gab als Männer – wichtige Positionen in der Verwaltung und in Unternehmen besitzen.

Diese Dinge stimmen, sie sind unübersehbar. Schon auf meinem Hinflug mit der ruandischen Fluggesellschaft Rwandair steuerte eine Pilotin das Flugzeug, während die Stewards allesamt männlich waren. Die Geschäfts-

führerin von Volkswagen in Ruanda ist eine Frau, ebenso die Kommunikationsbeauftragte des Umweltministeriums und die Generaldirektorin, mit der ich mein Interview dort führte. Der deutsche Unternehmer sagte mir: „Ich glaube, dass Frauen hier genau die gleichen Karrierechancen haben, wie Männer.“

Der zuvor erwähnte GIZ-Mitarbeiter erzählte mir außerdem, dass der Staat momentan versucht, Mädchen in der Schule größere Chancen zu geben, indem die Noten, die Mädchen brauchen, um etwa eine höhere Bildungsstufe oder Klasse zu erreichen, manchmal niedriger sind als die Noten, die Jungen brauchen. Tatsächlich ist es wohl so, dass Mädchen im Schnitt deutlich schlechtere Noten haben als Jungen – was der GIZ-Mitarbeiter darauf zurückführte, dass Mädchen zuhause mehr im Haushalt helfen müssen und weniger zu Leistung in der Schule ermutigt werden.

Doch diese Aussage lässt bereits erahnen, dass die Situation von Frauen in Ruanda nicht grundsätzlich wünschenswert ist. Auf der zuvor erwähnten Veranstaltung, die im Anschluss an die „Tour du Rwanda“ stattfand, waren beispielsweise fast ausschließlich junge Männer. Unter 200 jungen Männern konnte ich vielleicht eine junge Frau entdecken. Ganz allgemein lernte ich kaum eine gleichaltrige, ruandische Frau kennen, jedoch viele Männer. Und einer dieser befreundeten Männer erzählte mir, dass er bisher nur mit ausländischen, westlichen Frauen ausgegangen sei, weil gleichaltrige ruandische Frauen langweilig, ungebildet, schüchtern, unfrei seien. In den Dörfern, durch die ich fuhr, waren es stets die Frauen, die hinter dem Herd standen. Auch sah ich niemals einen Mann mit einem kleinen Kind. Immer schleppte die Frauen ihre Babys und Kleinkinder auf dem Rücken mit sich herum, was auch immer sie gerade taten.

Ein Franchise-Unternehmer, der sogenannte „Solar-Kioske“ an kleinere Unternehmer vermietete (dazu später mehr) erzählte mir, jeder seiner Subunternehmer müsse ein Startgeld zahlen, um einen der Kioske benutzen zu dürfen. „Männer zahlen 50 Dollar, Frauen nur 30“, sagte er und erklärte: „Für Frauen ist es kulturell einfach schwieriger, an Geld zu kommen. Frauen können zum Beispiel nicht als Moto-Taxifahrer arbeiten. Die Arbeitslosigkeit unter Frauen ist viel, viel höher als unter Männern. Viele Frauen, die Geld verdienen, geben das Geld außerdem direkt an ihren Ehemann weiter.“

Mit den Frauen scheint es zu sein wie mit so vielen anderen Themen in Ruanda: Die offiziellen Vorgaben der Regierung dazu klingen sinnvoll und westlich, doch die Realität im Alltag der Menschen ist noch weit von den lobenswerten Zielen entfernt.

3.7 der Einfluss Chinas

Der Einfluss Chinas in Ruanda ist unübersehbar. Ich hatte vor meiner Reise nach Ruanda schon öfter gelesen, dass China zunehmend in Afrika aktiv ist, große Kredite für Bauprojekte vergibt und Märkte erobert. Erst als ich vor Ort war, wurde mir jedoch bewusst, was das alles bedeutet.

An vielen Stellen in Kigali sah ich große Bauprojekte von chinesischen Baufirmen. Ein ruandischer Unternehmer erzählte mir davon, wie die Chinesen ihn ausgebildet hatten (s. Abschnitt über „Grüne Kohle“). Und während meiner Zeit in Ruanda besuchte der chinesische Partei- und Regierungschef Xi Jinping Ruanda – als erstes chinesisches Staatsoberhaupt, das jemals ein ruandisches Staatsoberhaupt traf. Xi unterschrieb mehr als ein Dutzend Verträge mit Ruanda, die die „wirtschaftliche Partnerschaft“ der beiden Länder stärken sollen und Darlehen sowie Subventionen im Wert von mehreren Millionen Dollar beinhalten. Für Ruanda eine relevante Menge, für China vermutlich eine kaum wahrnehmbare. Laut dem „East African“ ist China mit einem Handelsvolumen von 157 Millionen US-Dollar bereits einer der größten Handelspartner Ruandas.

Ein Hintergrund des Besuches mag gewesen sein, dass der ruandische Präsident Paul Kagame derzeit auch Vorsitzender der Afrikanischen Union ist. Langfristig setzt China womöglich darauf, seinen Einfluss und seine Vorherrschaft im sich rapide entwickelnden Afrika zu sichern, um die Märkte, die dort entstehen, in der Zukunft zu beherrschen. In einer Zeitung las ich, dass afrikanische Staaten die Hilfe asiatischer Nationen momentan lieber sähen als die westlicher Mächte, weil letztere stets Bedingungen wie Rechtsstaatlichkeit an ihre Zahlungen knüpften. Die Chinesen hingegen versuchten nicht, in die Vorgehensweise der ruandischen Regierung einzugreifen.

Mein Eindruck war jedoch, dass die Einflussnahme der Chinesen in Ruanda keineswegs rein wirtschaftlich ist. Überrascht war ich beispielsweise über Werbeplakate von Xinhua, der chinesischen Regierungs-Nachrichtenagentur, mitten in Kigali. „Truth and Depth, Objectivity and Balanance, Fairness and Justice for all“, stand in Englisch darauf. Noch mehr wunderte ich mich, als ich mit einem (offenbar in China gekauften) Bus durch die Stadt fuhr und während der Fahrt auf einem kleinen Bildschirm vorne im Bus „Kung Fu Panda“ stumm mit chinesischen Untertiteln lief. Oder als eine Reisebusgesellschaft auf der Fahrt vom westlich gelegenen Kivu-See zurück nach Kigali einen russischen Film zeigte, bei dem die Stimmen der russischen Schauspieler auf Chinesisch synchronisiert worden waren. Es geht scheinbar nicht nur unmittelbar um Geld bei den chinesischen Aktivitäten in Afrika. Es geht womöglich auch darum, die eigene Sichtweise auf die Welt zu verbreiten.

3.8 Tourismus und wirtschaftliche Abhängigkeit

Im Kapitel „Presse- und Meinungsfreiheit“ habe ich bereits mein Gespräch mit Juliet Kabera, der Generaldirektorin für Umwelt und Klimawandel des ruandischen Umweltministeriums, erwähnt. In dem Gespräch sprach ich auch die Themen Entwicklungshilfegelder und Abhängigkeit an: „Versucht die ruandische Regierung, unabhängiger von ausländischen Hilfszahlungen zu werden?“, fragte ich. Kabera antwortete überraschend direkt: „Ja. Auf jede erdenkliche Weise.“ Ich frage, warum. „Wenn man nicht selbstständig ist, ist es schwer, zu planen. Man ist sich nicht sicher, ob man morgen auch noch unterstützt wird. Das haben wir zum Beispiel während der Weltwirtschaftskrise erlebt. Damals habe ich bei der Umweltbehörde REMA gearbeitet und wir wurden für eines unserer Projekte von Schweden finanziert. Als die Finanzkrise Europa erreichte, brach unsere Finanzierung für das Projekt mit einem Mal weg.“

Ich wollte wissen, wie Ruanda seine Abhängigkeit von reicheren Ländern reduzieren wolle, und bekam eher unbefriedigende Antworten. „Wir werben bei den Menschen dafür, selbstständig zu sein. Beim Gemeindefesttag Umuganda zeigen wir den Leuten, dass sie auch selbst etwas bewegen und aufbauen können.“, sagte Kabera. „„Made in Rwanda“ ist ein weiteres Thema. Wir erziehen die Leute dazu, nicht von importierten Waren zu leben. Die Lederindustrie zum Beispiel kann auch heimische Häute verwenden. Bei vielen Produkten werden die Kosten sinken, sobald wir mehr davon produzieren.“

Beide genannten Maßnahmen erschienen mir nicht so vielversprechend, wenn es darum geht, die Einnahmen eines Landes signifikant zu erhöhen. Plausibler fand ich den dritten Punkt, den die Generaldirektorin nannte: „Wir versuchen, den Tourismus zu fördern.“, sagte Kabera. „Wir müssen Sicherheit garantieren, sicherstellen, dass Touristen hier Gastfreundschaft erleben, dass sich die Touristen wohlfühlen und wiederkommen wollen.“

Nicht, dass Tourismus schon so eine große Sache wäre in Ruanda. Auf der Aufschlüsselung des ruandischen Bruttoinlandsproduktes (BIP), die die ruandische Regierung herausgibt, machen „Cultural, domestic and other services“ bislang nur fünf Prozent des BIPs aus, durch „Hotels and restaurants“ kommen noch einmal zwei Prozent hinzu, wobei diese natürlich nicht vollständig den Touristen zuzurechnen sind. Allerdings scheint es auch keine anderen wirklich großen Einnahmequellen zu geben – vor allem keine, die sich skalieren lassen. Der mit Abstand größte Einzelposten sind „food crops“, also zum Verzehr geeignete Agrargüter, mit 18 Prozent. Ebenfalls erheblich ist „forestry“ – Forstwirtschaft – mit sechs Prozent. Das Land ist allerdings schon extrem dicht besiedelt und bepflanzt. Es ist schlicht kein

Platz, um noch mehr Lebensmittel und Bäume anzubauen. Bodenschätze gibt es kaum: „Mining and quarrying“, also Bergbau, macht nur zwei Prozent des BIP aus.

Nachdem ich selbst im Anschluss an meine Heinz-Kühn-Recherche noch drei Wochen Urlaub in Ruanda verbracht habe, denke ich, dass das Land im Bereich Tourismus tatsächlich großes Potential hat. Immerhin gibt es auf einer Fläche, die gerademal so groß ist wie Nordrhein-Westfalen, einen Regenwald, einen Nationalpark mit Wildtieren wie Elefanten, Löwen und Giraffen und ein Vulkan-Gebirge, in dessen Dschungel die seltenen Berggorillas leben. Noch dazu ist Ruanda im Vergleich zu anderen afrikanischen Ländern extrem sicher und hat ein sehr angenehmes Klima. Vermutlich lässt sich das, was Ruandas Natur zu bieten hat, nicht mit den Erlebnissen vergleichen, die ein Serengeti-Park oder ein Kilimandscharo bereithalten. Doch Ruanda ist in jeglicher Hinsicht „Afrika für Anfänger“. All jene, die mal nach Afrika wollen, sich aber keinen gefährlichen Straßen, keiner großen Hitze, keinen langen Reisezeiten aussetzen wollen, sind in Ruanda gut aufgehoben.

Ruanda will seinen Tourismus ausbauen und hat nun eine „Visit Rwanda“-Kampagne gestartet. Teil dieser Kampagne ist umstrittener Weise auch ein Sponsoring in Höhe von umgerechnet 34 Millionen Euro durch die ruandische Regierung an den FC Arsenal. Das ist etwa die Hälfte des Geldes, das Großbritannien jedes Jahr für Entwicklungshilfe nach Ruanda sendet. Die Arsenal-Spieler werden nun für drei Saisons die Worte „Visit Rwanda“ auf ihren weißen Trikot-Ärmeln tragen. Ein Experte hat geschätzt, dass die Werbe-Aktion Ruanda über 300 Millionen Euro einbringen könne.

Bislang hat Ruanda versucht, eher qualitativ als quantitativ zu wachsen. Schließlich hat das kleine Land nicht genug Platz für quantitatives Wachstum. Das zeigt sich bereits in der zuvor erwähnten Effizienzsteigerung von Agrarprodukten (in jeder Region soll hauptsächlich das angebaut werden, was dort am besten wächst). Und es zeigt sich auch in Ruandas Tourismus-Plänen. Die Regierung setzt nach meinem Eindruck in erster Linie nicht auf Massentourismus, sondern auf kontrollierten Highend-Tourismus. Ein eintägiges Gorilla-Tracking kostet mittlerweile 1.500 Dollar pro Person, in der Umgebung des Gorilla-Nationalparks gibt es Lodges mit ähnlichen Preisen pro Nacht. Wer nach Ruanda reist, tut dies momentan meist als Teil einer größeren Afrika-Reise, voll durchorganisiert mit einem Reiseanbieter. Wer hingegen als Rucksack-Tourist günstig das Land ansehen will, kommt kaum darum herum, es „so zu machen wie die Locals“. Sich für 2,50 Euro in einen Mini-Bus zu quetschen, um durchs Land zu fahren, und die letzten Kilometer zum Ziel per Motorrad-Taxi zurückzulegen. In den günstigeren Hotels fällt regelmäßig der Strom aus, die Moskitonetze über den Betten

sind – sofern es sie gibt – häufig löchrig und manchmal gibt es kein fließendes Wasser und statt einer Toilette lediglich ein Loch im Boden.

Für die Busse in Kigali gibt es keine Fahrpläne und keine Karte mit Routen. Wer Bus fährt, weiß einfach, welcher Bus wohin fährt, und bringt Zeit mit. Besonders touristenfreundlich ist das natürlich nicht. Ebenso wenig wie die Websites von Nationalparks, Hotels, Restaurants und selbst die allgemeine Tourismus-in-Ruanda-Seite des „Rwanda Development Board“. Auf all diesen Seiten findet man jede Menge hübsche Bilder und Werbung, aber kaum Informationen. Um etwa zu erfahren, wie viel ein Zimmer, ein Essen, ein Eintritt kostet, oder wie die Öffnungszeiten sind, muss man stets anrufen – und sich dann in aller Regel mit jemandem verständigen, der sehr schlecht Englisch oder Französisch spricht. Auf Mails erhält man häufig keine Antwort. Für Urlauber, die ihre Reise gern selbst organisieren, ist Ruanda also bislang noch kompliziert.

Eigentlich hat Ruanda schon einen Schritt gemacht, um Touristen länger als nur ein oder zwei Tage im Land zu halten. Der sogenannte „Congo-Nile-Trail“ führt entlang des Kivu-Sees im Westen des Landes von der Stadt Gisenyi bis hinunter nach Cyangugu im Süden. In zehn Tagen soll man den Weg zu Fuß zurücklegen können oder in fünf Tagen mit dem Mountainbike. Das „ursprüngliche Ruanda“ soll man auf dem Weg genießen können. Mein Freund und ich sind einen Teil des Weges in drei Tagen mit dem Fahrrad abgefahren. Ja, man sieht das ursprüngliche Ruanda. Gleichzeitig ist aber zweifelhaft, ob sich der Trail für viele Touristen eignet.

Erst einmal war es nämlich ziemlich schwierig, bezahlbare Fahrräder zu leihen. Es gibt einen Anbieter – „Rwandan Adventures“, auf den man überall stößt, wenn man sich zu diesem Thema informiert. Doch die Agentur verlangt Mondpreise. Für die Organisation einer zweitägigen Fahrradtour für zwei Personen inklusive Fahrrädern, Hotels, Essen und Guide verlangt sie 450 Dollar. Wer lediglich ein Fahrrad leihen will, zahlt 40 Dollar pro Tag. Zugegeben, wenig im Vergleich zu den 1.500 Dollar fürs Gorilla-Tracking. Dennoch vollkommen überzogen, angesichts der Tatsache, dass wir für 50 Dollar pro Tag ein Auto inklusive Versicherung gemietet hatten. Nach langem Herumfragen gelang es uns, jemanden zu finden, der uns zwei Mountainbikes für umgerechnet 15 Euro pro Tag lieh. Die Unterkünfte auf dem Weg kosteten jeweils um die 20 Euro pro Nacht für zwei Personen, für weitere fünf Euro pro Person bekamen wir reichhaltige Abendessen, und selbst das war laut zwei Backpackern, die wir unterwegs trafen, überteuert. Die beiden übernachteten zum Teil in Kirchen und Krankenhäusern für fünf Dollar pro Nacht und aßen in den Dörfern für jeweils einen Dollar pro Person.

Fazit: Man kann Ruanda günstig oder teuer besuchen, aber wenn man es günstig haben will, dann muss man sehr flexibel und spontan sein und sehr

viel organisieren und diskutieren. Und selbst wenn man mit niedrigem Budget unterwegs ist – man wird doch immer als „weißer Mensch“ wahrgenommen. Und die Menschen in den Dörfern entlang des Congo-Nile-Trails haben längst gelernt, dass Weiße Geld mitbringen. „Muzungu“ – „Weiße“ – schallt es von allen Hügeln, sobald die ersten Kinder einen auf dem Trail entdeckt haben, und da ein Dorf dem anderen folgt, ist man praktisch die gesamte Fahrt über umringt von Kindern, die nach Geld, Wasserflaschen und manchmal auch Süßigkeiten fragen. Für die Kinder scheint das eine Mischung aus Spiel und bitterem Ernst zu sein. Manchmal folgte uns ein und dieselbe Gruppe Kinder über mehrere Kilometer und ließ nicht locker. Einmal hüpfte ein kleiner Junge an einem steilen Anstieg minutenlang immer einige Meter vor den Fahrrädern her und rief bei jedem Hüpfen vor sich hin: „money“ – „money“ – „money“. Sobald wir drohten, ihn einzuholen, rannte er jedoch wieder voraus. Gleichzeitig lernten wir – leider erst im Nachhinein – dass selbst leere Plastikwasserflaschen für die Menschen in den Dörfern wertvoll sind, weil sie nur Kanister besitzen und in Flaschen ihren Kindern „eigenes Wasser“ mit in die Schule geben können. Dass diese Menschen offenbar zu arm sind, sich ab und zu eine Wasserflasche für etwa 30 Cent zu kaufen, schockierte mich.

Auf unserer Tour durch die Dörfer lehnten wir es stets ab, den Kindern Geld zu geben. Natürlich möchte man helfen, aber wie soll das gehen, wenn man umringt ist von bedürftigen Menschen? Man kann ja schlecht alle zwei Meter anhalten und Geld verteilen. Denn drückt man einer Person einen Schein in die Hand, wird dieser Schein höchstwahrscheinlich nicht unter allen gerecht aufgeteilt werden. Und genug Kleingeld, um fünfzig Leuten einzeln etwas zu geben, hat man auch nicht. So verfolgte mich auf unserer Radtour ein ständiges schlechtes Gewissen und das ständige Gefühl, dennoch nichts tun zu können.

Als wir eine Woche später in den Vulkan-Nationalpark fuhren, packte ich eine große Tüte Haribo mit einzelnen Gummibärchen-Tütchen darin ein, die ich aus Deutschland mitgebracht hatte. Wenigstens ein paar Kindern könnte ich so eine Freude machen, dachte ich mir. Tatsächlich kamen wir durch ein Dorf, in dem ein paar Kinder für unsere Touristen-Gruppe einen kleinen Tanz aufführten und sangen. Als anschließend alle weitergingen, ohne Geld zu geben, guckte die ganze Familie enttäuscht. Ich holte also meine Haribo-Tüte hervor – und löste damit ein Chaos aus, das ich kaum für möglich gehalten hätte.

Aus der Handvoll Kinder wurden innerhalb von Sekunden bestimmt 20. Aus allen umliegenden Hütten und Gärten kamen sie herangestürmt, umringten mich, stießen sich gegenseitig beiseite, bis ich überall um mich herum nur noch Hände sah, die versuchten, möglichst viel von den Süßigkeiten

abzubekommen. Es war ein wahrer Kampf – größere Kinder drückten kleinere weg, versteckten eine bereits ergatterte Tüte hinter ihrem Rücken, um eine weitere zu bekommen. Auf einmal waren die Kinder überhaupt nicht mehr süß, sondern nur noch bedrohlich. Zwei der Parkmitarbeiter, die unsere Gruppe begleiteten, stellten sich zwischen mich und die Kinder, und versuchten, die Masse zurückzuhalten. Ich verteilte, so schnell und gerecht ich konnte, versuchte, ab und an auch etwas nach unten zu den Kleinsten zu reichen. „Let’s go – we should go!“, drängten die Mitarbeiter, doch die Kinder ließen erst von uns ab, als mein Freund sich die leere Tüte schnappte und sie in die Luft hielt.

Nach diesem Vorfall war ich noch ratloser als zuvor. Die Menschen – vor allem die Kinder – in Ruanda sind schon jetzt extrem darauf konditioniert, dass weiße Menschen potentiell Geschenke verteilen, und in ihrer Armut scheint das das einzige zu sein, was sie denken, wenn sie Weiße sehen. Das ist schade, denn außerhalb Kigalis kann man so kaum mit Einheimischen in Kontakt kommen, wenn es nicht gerade Hotelbesitzer oder Tourguides sind. Stattdessen fühlt man sich ständig wie ein wandelnder Geldbeutel. Aber vielleicht ist das auch einfach die traurige Realität in Afrika.

Die Frage bleibt, wie man den Menschen in Ruanda am besten helfen kann. Tourismus scheint mir ein guter Ansatz zu sein. Immerhin fließen zehn Prozent der Einkünfte aus den Gorilla-Trackings direkt zu den umliegenden Gemeinden. Und auch das übrige Geld kann der Staat nutzen, um das Land voranzubringen. Zur Unabhängigkeit von internationaler Hilfe ist es meiner Ansicht nach aber noch ein weiter Weg. Finanziell, aber auch organisatorisch. Fast alle Projekte, die ich mir für meine Recherche ansah, waren auf die eine oder andere Weise aus dem Ausland organisiert. Sie hatten fast immer ruandische Mitarbeiter und schienen das Land meist tatsächlich voranzubringen. Doch initiiert worden waren sie von außerhalb. Solange sich Bildung und Zugang zu Informationen in Ruanda nicht grundlegend verbessern, kann das Land, denke ich, noch nicht vollständig auf eigenen Beinen stehen.

4. Zum Thema: Warum genau dieses Thema in genau diesem Land?

Ruanda ist klein. Das Land hat rund 13 Millionen Einwohner und eine Fläche, die gerademal drei Vierteln der Fläche von Nordrhein-Westfalen entspricht. Auf Afrika-Karten ist es in der Regel überhaupt nicht zu sehen, auf Ostafrika-Karten reicht der Schriftzug „Ruanda“ über die Grenzen des kleinen, zwischen vier Nachbarländern eingeschlossenen Staates hinaus. Hätte nicht 1994 einer der schlimmsten und brutalsten Völkermorde in der

Geschichte der Menschheit das Land an den Rand seiner Existenz und in die internationale Presse gebracht, würde es wohl kaum jemand kennen.

Doch der Völkermord ist geschehen und er hat eine Menge damit zu tun, warum Entwicklungszusammenarbeit und der Aufbau von Infrastruktur für klimaverträgliche Energiegewinnung ausgerechnet in Ruanda ein so relevantes Thema sind. 100 Tage lang sah die internationale Gemeinschaft weitgehend untätig dabei zu, wie Angehörige der „Tutsi“-Minderheit und gemäßigtere Angehörige der „Hutu“-Mehrheit im Land systematisch abgeschlachtet wurden. Als schließlich die damalige Rebellengruppe „Ruandische Patriottische Front“ (RPF) das Morden beendete und die Macht übernahm, waren mindestens 800.000 Menschen tot und das Land lag in Trümmern. Straßen, Häuser und Infrastruktur waren zerstört worden. Und auf den Schultern der internationalen Gemeinschaft lastete die gewaltige Schuld, nicht eingegriffen zu haben.

Die RPF ist in Ruanda bis heute an der Macht und die internationale Gemeinschaft leistet in gewisser Weise bis heute Buße. Das britische „Department for International Development“ hat beispielsweise für 2017/2018 ein Budget von 64 Millionen Pfund für Entwicklungshilfe in Ruanda eingeplant. Deutschland stellt nach Angaben des Entwicklungsministeriums zwischen 2017 und 2020 eine Summe von 103 Millionen Euro für Entwicklungszusammenarbeit in Ruanda bereit.

Kritiker werfen der ruandischen Regierung vor, ihre Opferrolle zu kultivieren, um an die Gelder zu kommen. Doch hinter den Summen, die in das Land fließen, steckt mehr. Ruanda, das laut Weltbank im vergangenen Jahr mit einem Bruttoinlandsprodukt (BIP) von 748,4 Dollar pro Kopf zu den 20 ärmsten Ländern der Welt zählte, arbeitet seit Jahren erfolgreich an seinem wirtschaftlichen Aufstieg. Seit 2000 ist das BIP nach Angaben der Internetseite Trading Economics im Schnitt jedes Jahr um 7,33 Prozent gewachsen. Transparency International stuft die Korruptionsrate in Ruanda als viertniedrigste in Afrika ein. Gleichzeitig gilt die Sicherheitslage im Land als stabil. Das macht das Land attraktiv für Entwicklungshilfe-Projekte und Investitionen.

Ruandas Regierung hat ambitionierte Pläne. In ihrer zweiten „Economic Development and Poverty Reduction Strategy“ (EDPRS II) hat sie festgelegt, dass das BIP pro Kopf bis 2020 auf 1.240 Dollar steigen soll. Das Ziel für 2017/2018 waren eigentlich 1.000 Dollar. Es wurde nicht erreicht, ebenso wenig wie wohl das im Juni 2016 erklärte Ziel erreicht werden wird, bis 2020 sämtlichen ruandischen Haushalten Zugang zu Strom zu verschaffen. Mittlerweile wurde dieses Vorhaben auf 2024 verschoben. Obwohl die Entwicklung in Ruanda nicht ganz so schnell voranschreitet, wie die Regierung es sich wünscht, ist sie doch beeindruckend. Immerhin hatten im September

2016 nur knapp ein Viertel der ruandischen Haushalte Zugang zu Strom, im August 2018 waren es bereits 46,4 Prozent.

Ruanda kämpft an vielen Fronten. Das Land muss nicht nur schnell viel Energie produzieren, um sein ökonomisches Wachstum aufrechterhalten zu können, sondern es muss sich auch mit den Auswirkungen auseinandersetzen, die „schmutzige“ Energieproduktion auf die Umwelt hat. Schließlich spürt Ruanda den Klimawandel bereits deutlich. Einem Text der GIZ zufolge ist die durchschnittliche Jahrestemperatur in Ruanda seit 1971 um 1,4 Grad gestiegen. Im Norden Ruandas regne es vermehrt stark, der Osten und Süden seien verstärkt von Trockenheit betroffen. Alleine im laufenden Jahr gab es in Ruanda nach Angaben der Regierung bereits 200 Tote in Folge von Erdbeben, die oft bei schweren Regenfällen entstehen. Ruanda engagiert sich dementsprechend für den Klimaschutz, hat bereits 2011 eine „Green Growth and Climate Resilience Strategy“ herausgegeben und im Oktober 2016 das 28. Treffen zum Montreal-Protokoll veranstaltet, bei dem sich 170 Staaten darauf einigten, das Treibhausgas HFC zu reduzieren.

Wenn die ruandische Regierung ihre hochgesteckten Ziele erreichen will, braucht sie internationale Unterstützung. Die Weltbank schreibt auf ihrer Seite über Ruanda, der private Sektor werde in Zukunft eine wachsende Rolle in dem Land spielen, sei aber extrem abhängig von ausländischer Hilfe. Nun stellt sich die Frage: Was genau bringt diese ausländische Hilfe eigentlich?

4.1 Grüne Kohle – die Lösung für ein nationales Umweltproblem?

Leonidas schiebt sich in einen schmalen Spalt zwischen seiner Hauswand und einer Holzkonstruktion mit mehreren übereinanderliegenden Beeten. Er bedeutet mir, ihm zu folgen. Kaum stehe ich ihm in dem halbdunklen Durchgang gegenüber, greift er in eines der Beete hinein und zieht ein Bündel Pilze aus der Erde. „Die Chinesen haben mir das beigebracht“, sagt er. Und dann erzählt er, wie er vor über zehn Jahren einige chinesische Expats in Ruanda kennenlernte, die ihm beibrachten, wie man mithilfe von natürlichen Materialien wie Gras Pilze züchten kann. „Sie haben mir sogar einen zweimonatigen Aufenthalt in China finanziert, um mir ihre Technologie beizubringen“, erklärt Leonidas stolz. Nach seiner Rückkehr habe er ein Haus gebaut und eine Pilz Farm angemeldet.

Seit fünf Jahren züchtet Leonidas nun kommerziell essbare Pilze. Nach eigenen Angaben hat er einen Umsatz von vier Millionen ruandischen Francs (RWF) pro Monat – das entspricht etwa 4.000 Euro. Nach ruandischen Maßstäben ist das extrem viel Geld. Das Geld verdient er allerdings nicht nur mit den Pilzen, die er verkauft. Was die Chinesen ihm beigebracht ha-

ben, ist die Produktion von „Zuchtröhren“ für Pilze. Leonidas befüllt eine Art kleine, ovale Kunststoffsäckchen mit einer Mischung, die hauptsächlich aus Gras und Pilzsporen besteht. „Die Chinesen nannten das ‚grass mushroom‘“, sagt er. Die Säckchen lässt er liegen, bis sie sich durch die Pilzsporen im unteren Bereich weiß verfärben. Dann pflanzt er den Inhalt der Säckchen ein – oder verkauft sie, damit andere sie einpflanzen und daraus Pilze züchten können. Aktuell hat Leonidas im ganzen Land insgesamt 12.500 Kunden – Firmen, Kooperativen von Bauern und andere Vereinigungen. Er verkauft Pilze und Tüten zum Züchten in Kigali und Uganda, vor allem an Händler, die die Pilze dann auf Märkten anbieten, und an Hotels.

Was hat Pilzzucht mit Umweltschutz zu tun? Erst einmal gar nichts. Leonidas baute jahrelang Schritt für Schritt sein Geschäft aus – bis er wieder mit Ausländern in Kontakt kam. Diesmal waren es Deutsche. Eine Gruppe Studierender der RWTH Aachen war nach Ruanda gereist, um ein Projekt ins Leben zu rufen, das ein großes ruandisches Problem angehen sollte: Abholzung. Laut der ruandischen Umweltbehörde REMA benutzten im Jahr 2015 über 80 Prozent der ruandischen Haushalte Feuerholz zum Kochen – und weitere 15 Prozent Holzkohle. Die Menschen fällen die Bäume schneller, als sie wachsen können.

Die Aachener Studierenden haben einen alten Prozess namens Pyrolyse entdeckt und weiterentwickelt, mit dem sich aus allen möglichen Bioabfällen Holzkohle herstellen lässt. „Recycoal“ nennen sie das. Auf der Suche nach geeigneten Bioabfällen waren sie Leonidas begegnet, der von jedem Bündel Pilze, das er züchtet, den röhrenförmigen, festgewordenen Inhalt seiner „Zuchttüte“ – den von den Studierenden sogenannten „Tubes“ – übrigbehält. Mittlerweile holt er die „Röhrenabfälle“ sogar kostenlos wieder bei seinen Kunden ab, da sie ihm so viel Nutzen bringen.

Einige der Aachener Studierenden sind gerade mal wieder für einige Wochen in Ruanda, um ihr Projekt weiter voranzutreiben. Heute ist ihr letzter Tag. Am Morgen haben mich die beiden Studierenden Immo und Laura mit dem Auto bei meiner Unterkunft in Kigali abgeholt, um mit mir zusammen nach Kabuye zu fahren – in den Vorort von Kigali, in dem Leonidas lebt. Selbstbewusst hupend und überholend hat uns Immo durch den dichten, chaotischen Straßenverkehr in Kigali gesteuert. Als nach einer Weile der Verkehr lichter wurde, ging es nun einen steilen Hügel hinauf, auf einer roten, sandigen Piste mit tiefen Spurrillen. Wann immer Kinder am Straßenrand auf uns aufmerksam wurden, streckten sie die Hände aus und riefen aufgeregt „Muzungu!“ – „Weißer!“. Schließlich hielten wir vor einer Lehm-mauer, mit großen Plakaten daran, auf denen Pilze abgebildet waren.

Jetzt stehen wir auf dem großen Plateau vor Leonidas' Haus, an dessen Rand es steil hangabwärts geht. Immo und Laura erklären mir ihr Projekt.

Sie zeigen mir eine schwarze, hüfthohe Metalltonne, in deren Mitte eine Röhre steckt. „Diese Tonne füllen wir mit den Tubes, die bislang einen geringen Brennwert haben“, erklärt Immo. „Dann schmeißen wir einige brennende Zweige oder einen benzindurchtränkten Lappen hinein und verschließen die Tonne, sodass kein weiterer Sauerstoff mehr hineinkommt.“ In einem mehrstündigen Prozess kokeln die Tubes vor sich hin, dabei werden – zum Teil schädliche – Gase frei, die durch die Röhre in der Mitte wie durch einen Schornstein entweichen und von den Studierenden abgefackelt werden. Danach haben die Tubes noch dieselbe Form wie zuvor, doch sie sind durch und durch schwarz – denn sie sind zu Kohle geworden.

Immo greift in die Tonne und hebt einen Kohle-Tube heraus. „Diese Kohle ist sehr bröselig“, sagt er, und drückt demonstrativ auf den Rand des Tubes, der sofort zerkrümelt. „Deshalb zerstoßen wir sie und mischen das Pulver mit Wasser und Kassawa.“ Kassawa ist eine Art Maniok – eine Wurzel, die in Ruanda zu den Grundnahrungsmitteln zählt. Immo fährt fort: „Wir bringen alles zum Kochen und formen dann stabile Briketts aus der Masse, die wir in der Sonne zum Trocknen auslegen.“

Laura erzählt: „Letzte Woche haben Nachbarn nachts die Briketts geklaut, die zum Trocknen draußen lagen.“ Dieser Umstand scheint sie ganz und gar nicht zu betrüben. „Ist doch ein gutes Zeichen“, sagt sie, „das heißt, die Leute finden unser Produkt attraktiv!“ Verkauft haben Immo, Laura und Leonidas ihre Kohle bisher noch nicht. Aber sie stehen ja auch noch ziemlich am Anfang. Wenn es gut läuft, hat Leonidas bald ein weiteres Geschäftsmodell, das er ausländischen Helfern zu verdanken hat. Nun steht die Werbephase an.

Einen Interessenten konnten die Aachener Studierenden schon mal gewinnen: Die EU-Delegation in Kigali will herausfinden, wie viel Potential die Idee hat. Therance, ein Vertreter der Delegation, soll sich das Ganze angucken und lässt sich nun von Immo die Eckdaten erklären. „Unsere Produktionskosten sind gering“, sagt Immo selbstbewusst. „Und das Rohmaterial kostet gar nichts“. Ich werfe ein: „Was, wenn die Pilzkäufer irgendwann begreifen, wie wertvoll die Überreste der Zucht-Tubes sind? Werden sie dann nicht Geld dafür verlangen, sie wieder abzugeben?“ Therance nickt: „Das werden sie mit Sicherheit.“

Therance spielt im Kopf bereits die praktische Anwendung des Projektes durch. Er will wissen, wie man die Briketts transportsicher verpacken kann, und merkt an, dass es schwierig sein sollte, das Projekt in großem Stil auszuweiten. „Mit Pilz-Tubes mag das funktionieren, aber man kann nicht einfach überall Bio-Abfälle der Natur entnehmen. Schließlich machen sie den Boden fruchtbar.“

Von der Grundidee ist Therance dennoch überzeugt. Er erzählt, dass die Regierung plant, bald den Verkauf von jeglichem Holz und jeglicher Koh-

le zu verbieten, die nicht nachweislich nachhaltig produziert wurden. Das könnte die Knappheit dieser Materialien noch verstärken. Eine neue, „grüne“ Kohle käme da wie gerufen. Eine Weile lang schweigt Therance nachdenklich, dann lächelt er und sagt: „I will tell the Rwandan government with great pleasure that it's possible to produce green charcoal.“

4.2 Save80! Manchmal ist weniger mehr

Die in Ruanda knappen Brennmaterialien künftig aus unbrauchbaren Bio-Abfällen herstellen zu können, ist sicherlich ein Traum. Auch wenn das zuvor beschriebene Projekt der Aachener Studierenden nicht das einzige in Ruanda ist, das diesen Ansatz verfolgt, so wird er noch nicht in großem Stil angewendet. Anders sieht es mit dem Projekt aus, das mich auf die Idee brachte, überhaupt nach Ruanda zu fahren: energiesparende Kochöfen. Ich wollte – vereinfacht gesagt – wissen, was mit dem Geld passiert, das ich extra bezahle, wenn ich den -Ausstoß einer Fahrt mit Flixbus neutralisieren will.

Mein Weg zu dem Öfen-Projekt in Ruanda war lang. Von der Flixbus-Pressestelle gelangte ich zur deutschen Vertretung der Klima-Kompensationsagentur „Atmosfair“, an die sie das Extra-Geld der Kunden weiterleitet. Von dort aus zu deren ruandischem Mitarbeiter. Und der vermittelte mich wiederum an die kleine NGO „SaferRwanda“, die das Projekt in Ruanda tatsächlich ausführt. Mit dem Termin bei SaferRwanda war ich leider noch nicht ganz am Ziel. Eine weitere Herausforderung war, den Standort der NGO zu finden. Das Büro liegt so weit außerhalb von Kigali, dass die wenigen, unasphaltierten Straßen dort noch keine Namen, die Häuser keine Nummern haben. Eine Adresse gibt es also nicht. Auf der Website der NGO fand ich den Hinweis, dass sie sich nahe der „Special Economic Zone“ befände – ein Gebiet am Rande Kigalis, das Land und reduzierte Regulierung für die Privatwirtschaft bereitstellt. Es gab sogar einen kleinen Google-Maps-Ausschnitt auf der Website, auf dem der angebliche genaue Standort des Büros verzeichnet war.

Ich nahm also ein Moto-Taxi, ließ mich mitten in der Special Economic Zone absetzen und ging zu Fuß zu dem eingezeichneten Ort. Dabei unterschätzte ich die Größe der Zone. Eine halbe Stunde lang wanderte ich umher, bis ich den „richtigen Ort“ fand. Die Tatsache, dass es in Ruanda – dem Land der tausend Hügel – so gut wie keine flache Stelle gibt, und dass in der Trockenzeit so gut wie immer die Sonne von einem wolkenlosen Himmel herabscheint, machten das Unterfangen nicht weniger anstrengend. Doch da, wo auf der Karte das Büro von „SaferRwanda“ eingezeichnet war, befand sich in der Realität eine riesige Fabrikhalle. Sobald ich mich ihr nä-

herte, stellte sich mir ein Wachmann mit einem Maschinengewehr in den Weg. „Äh, I'm sorry“, sagte ich schnell, „do you know where I can find SaferRwanda?“. Doch der Mann verstand kaum Englisch oder Französisch und hatte von SaferRwanda noch nie etwas gehört.

Ich rief also Allan Mubiro an, den ruandischen Mitarbeiter von Atmosfair, den ich bei SaferRwanda zu einem Interview treffen sollte. „Get a moto and hand the phone to the driver“, sagte der nur. Zu meinem großen Glück hielt gerade ein Moto-Taxi in der sonst recht verlassenem Zone einige Meter von mir entfernt und setzte einen Mitfahrer ab. Ich ging hin, grüßte und drückte dem verwirrten Fahrer das Handy in die Hand. Dann wartete ich. Lange. Schließlich legte der Fahrer auf, bedeutete mir, aufzusteigen, und fuhr dann einen langen, komplizierten Weg aus der Wirtschaftszone hinaus, einen steilen Hang hinauf und schlitterte schließlich über eine sandige Piste mit tiefen Schlaglöchern, auf der wir mehrmals fast den Halt verloren – um schließlich tatsächlich vor dem Büro von SaferRwanda zu halten.

Nun sitze ich Christine gegenüber, der Chefin von SaferRwanda. Eine dicke Narbe zieht sich quer über die obere Hälfte ihres Gesichtes. Ich frage mich unwillkürlich, ob die Narbe aus dem Völkermord stammt. Alt genug ist Christine und ihre NGO setzt sich unter anderem für Frieden und Sicherheit ein. Ich wage es aber nicht, sie zu fragen. Schließlich bin ich aus einem ganz anderen Grund hier. Neben mir sitzt Allan. Er beantwortet die meisten meiner Fragen.

„Seit 2014 haben wir 30.000 ruandische Haushalte mit effizienten Öfen versorgt“, sagt er. „In der Regel ist es ein Ofen pro Haushalt. Dazu kommen noch 7.000 Öfen, die wir in drei verschiedenen Flüchtlingslagern verteilt haben. Die Flüchtlinge müssen aber nichts bezahlen.“ Ich will wissen, wie viel denn Einheimische für die Öfen bezahlen müssen. „Die Öfen sind nicht billig“, gibt Allan zu, „denn sie sind aus rostfreiem Stahl. Ein Ofen-Set kostet etwa 100 Euro.“ Diesen Preis müssen die ruandischen Haushalte aber nicht alleine tragen, erklärt Allan. Sie zahlen umgerechnet lediglich 22 Euro. Dann kommt Atmosfair ins Spiel, beziehungsweise Flixbus. Aus den Klimakompensations-Einnahmen werden knapp 80 Euro pro Ofen subventioniert. Die Öfen werden dann von SaferRwanda an die Menschen verteilt. Ein Ofen bleibt laut Allan zehn Jahre lang in Betrieb. Pro Jahr könne er drei bis vier Tonnen reduzieren.

Das kann ja erst einmal jeder behaupten, denke ich. Dass das Öfen-Projekt dem Klima guttut, behauptet allerdings nicht nur Atmosfair selbst. Die Stiftung Warentest hat Atmosfair in diesem Jahr in einem Test von Kompensationsanbietern zum Testsieger erklärt. Außerdem überprüfen die UN das Projekt jedes Jahr streng. Allan beschreibt den Ablauf dieser Prüfungen: „Mithilfe eines Computer-Programms wählen wir eine zufällige Stichpro-

be von Kunden aus, die unsere Öfen bereits gekauft haben. Wir müssen den Bildschirm abfilmen, während wir das Programm laufen lassen, und das Video an die UN schicken. Dann gehen wir zu den ausgewählten Leuten und befragen sie. Später geht dann ein UN-Prüfer zu exakt denselben Leuten und stellt ihnen exakt dieselben Fragen noch einmal. Die Antworten dürfen nicht einmal minimal abweichen, jedenfalls nicht ins Negative. Wenn bei uns steht, in einem Haushalt leben fünf Personen, aber der Sohn einer Familie ist zwischenzeitlich ausgezogen und dann leben dort nur noch vier, wenn der Prüfer kommt, dann müssen wir das erklären.“ Sind die UN zufrieden, stellen sie Atmosfair sogenannte -Zertifikate aus.

Aber wie funktioniert das genau mit dem einsparen? Um mir das zu zeigen, nimmt Allan mich mit in einige umliegende Dörfer, in denen Kunden von Atmosfair leben. Als wir ins Auto steigen, schließen sich uns noch zwei ruandische Frauen an. Ich erfahre, dass Allan selbst Ugander ist und deshalb die ruandische Landessprache Kinyarwanda nicht so gut spricht. Die Kommunikation wird also so ablaufen, dass die Frauen die Aussagen der Befragten in Luganda – eine ugandische Sprache – übersetzen und Allan sie dann für mich ins Englische übersetzt. Wir fahren etwa 15 Minuten lang über rote, mit Schlaglöchern übersäte Erdpisten. Frauen mit Körben voller Bananen kommen uns entgegen. Einmal hält Allan spontan an und kauft einer Frau ein Bündel Bananen ab – für 10 Cent pro Banane. Dann endet die Piste auf einmal vor uns und geht in einen schmalen Graspfad über. Allan parkt das Auto und wir gehen zu Fuß weiter.

Nach einigen Metern biegen die beiden ruandischen Frauen, die vorauslaufen, links auf ein Grundstück ab und sprechen die Bewohnerin an, die vor ihrer Lehmhütte im Garten steht. Ich bin überrascht, denn sie bittet uns ohne zu zögern in ihr Wohnzimmer und wischt den niedrigen Tisch darin ab, um den herum alte, zerschlissene Sofas stehen. Die Frauen reden eine Weile lang mit ihr, um ihr unseren Besuch zu erklären. Schließlich stellt sie sich als „Mama Baraka“ vor. Allan erklärt mir, dass die Frauen hier in der Regel als Mutter ihres ältesten Kindes gerufen werden. Eine Frau mit einem Sohn namens „Baraka“ heißt dann also „Mama Baraka“. Drei kleine Kinder drängen sich um Mama Baraka herum, während sie redet. Das jüngste klettert auf ihren Schoß und bettelt um Milch. Eine der beiden Frauen von SaferRwanda lenkt das Kind ab, spielt mit ihm, während wir uns unterhalten. Allan erzählt mir später, dass es wichtig für SaferRwanda sei, sich auch persönlich möglichst gut mit den Familien zu stellen, um Vertrauen aufzubauen.

Mama Baraka erzählt (durch die zweifache Übersetzung): „Ich habe den neuen Ofen seit einem Jahr. Allerdings bin ich erst vor fünf Monaten hergezogen. Gekauft hatte ich ihn an meinem alten Wohnort, nachdem ich den

Ofen bei einem Nachbarn ausprobiert hatte, der ihn bereits besaß. Jetzt koche ich zweimal am Tag mit dem Ofen. Ich mache darauf Tee, Reis, Mais. Dank des Ofens habe ich jetzt mehr Zeit, um Kleidung zu waschen, das Haus sauberzumachen und mich um meine Kinder zu kümmern. Kochen ist jetzt keine zeitaufwändige Angelegenheit mehr.“ Was Mama Baraka vor allem erleichtert: Der Ofen verbraucht viel, viel weniger Holz beziehungsweise Holzkohle, als ein klassisches Drei-Steine-Feuer. Laut Allan verbraucht eine Familie, die Holzkohle nutzt, zwei 40-Kilo-Säcke davon pro Monat und gibt dafür 24.000 RWF aus, also etwa 24 Euro. Mama Baraka sagt, der Preis für einen Sack sei im vergangenen Jahr von 8.000 auf 12.000 RWF gestiegen. Ein ruandischer Fahrer, mit dem ich mich einige Wochen später zufällig über Holzkohle unterhalte, spricht von 10.000 RWF pro Sack, allerdings komme es auch darauf an, wo man ihn kaufe. „Wer unsere effizienten Öfen benutzt, muss im Monat nur 4.000 RWF für Holzkohle ausgeben“, sagt Allan.

Wie das geht, will ich selbst sehen. Mama Baraka hat allerdings gerade keine Zeit für eine Demonstration, deshalb folgen wir dem schmalen Pfad durch die Wiese zum nächsten Haus. Die Bewohner scheinen es gerade zu renovieren, denn in dem Haus steht nichts außer zwei niedrigen Holzbänken und im Hof vor der Tür liegen Lehmblöcke zum Trocknen in der Sonne. Die Bewohnerin, Emerita, ist wie schon ihre Nachbarin sofort offen für uns und sagt, sie wollte eh gerade kochen.

Wir sehen zu, wie Emerita einige herumliegende Zweige inklusive Blätter und einige Holzstückchen vom Boden aufsammelt, die wohl ursprünglich zu Baumaterialien gehörten. Sie legt das gesammelte Bündel in den Ofen (ein niedriges Stahlgefäß, das an einen Campingkocher erinnert) und zündet es mit einem Streichholz an. Dann setzt sie einen Topf mit Wasser darauf. Nach einigen Minuten beginnt das Wasser zu kochen. Emerita kippt Reis ins Wasser und lässt das Ganze noch einige Minuten weiterkochen. Dann kommt das, was die Atmosfair-Technologie so effizient macht. Es ist nicht der Ofen selbst: Emerita nimmt den Topf vom Feuer und stellt ihn in eine große, schwarze Box, deren Material an die Kisten erinnern, in denen Boten manchmal Pizza bringen. Und so etwas Ähnliches ist es auch: Expanded Polypropylene (EPP) – ein styropor-ähnliches Material, das extrem hitzebeständig ist und extrem gut isoliert. In dieser Box gart der Reis, ohne dass Emerita weitere Hitze hinzufügen muss. Hier findet die größte Energieersparnis statt. „Wonderbox“ nennen die Mitarbeiter von Atmosfair das Gefäß.

Nun möchte ich aber gerne noch eine Familie besuchen, die noch auf einem Drei-Steine-Feuer kocht, um einen Vergleich zu haben. Das dürfte ja nicht so schwer sein, immerhin trifft das laut Allan auf die Mehrheit der Familien zu. Doch Allan drückt auf einmal herum und sagt dann: „Das Problem ist, dass wir so jemandem nicht Bescheid gesagt haben. Bei den anderen

Leuten, die wir getroffen haben, hatten wir uns vorher angekündigt. Viele Leute mögen es nicht, wenn man einfach so unangekündigt bei ihnen vorbeikommt. Sie haben dann vielleicht noch dreckiges Geschirr rumliegen oder Essensreste, und schämen sich.“ Das erklärt, weshalb unsere bisherigen Besuche so reibungslos verliefen. Und ich kann natürlich verstehen, dass die Leute nicht einfach so unangekündigt, fremden Besuch in ihren Häusern haben wollen. Trotzdem bitte ich Allan, es zu versuchen.

Wir fahren in ein anderes Dorf und gehen zu mehreren Häusern. Tatsächlich ist es schwierig. Wir finden vor allem Kinder, die behaupten, ihre Eltern seien nicht zu Hause. Einmal taucht eine alte Frau im Hauseingang auf, die uns verständnislos anguckt, als wir sie nach ihrem Drei-Steine-Feuer fragen. Laut Allan sagt sie über mich: „Die Frau will drei Steine sehen? Sie soll dort drüben gucken, da liegen auch Steine!“, und sie weist auf einige Steine am Wegesrand, woraufhin Allan laut lacht. Keine Chance, die Frau will uns nicht in ihre Küche lassen. Unser Gespräch vor ihrem Haus hat aber andere Dorfbewohner angelockt. Auf einmal sehen wir doch Erwachsene. Eine junge Frau willigt schließlich ein, uns ihre Kochstelle zu zeigen. Sie ist die Mutter von mehreren Kindern, die zuvor sagten, ihre Eltern seien nicht zuhause.

Die Küche der Frau ist ein kleiner, unverputzter Raum aus Lehm, der durch eine Terrasse vom restlichen Haus getrennt ist. Das Drei-Steine-Feuer sieht tatsächlich so unspektakulär aus, dass ich es zunächst nicht erkenne. Drei Backsteine liegen in einer Ecke, dazwischen Asche, und darauf der schwarze Abdruck eines Topfes. Es riecht nach verbranntem Holz und ein bisschen nach Essen – ein angenehmer Geruch. Die Besitzerin der Küche stellt sich als Ridivine vor. Sie lehnt sich mit dem Rücken gegen einen niedrigen Holztisch. Kurz geht sie auf meine Fragen ein, erzählt, dass sie oft – sehr sättigende – Kidney-Bohnen kocht und es dann von acht Uhr morgens bis 12 Uhr mittags dauert, bis sie gar sind. Zeit, in der sie sich nicht weit vom Topf entfernen und somit nicht mit ihren kleinen Kindern beschäftigen kann.

Nach einigen Sätzen stelle ich allerdings fest, dass die beiden Frauen von SaferRwanda viel mehr zu Ridivine sagen, als das, was ich gefragt habe. Ich sage eine Weile lang gar nichts, beobachte das Gespräch, von dem ich kein Wort verstehe. Schließlich schaue ich Allan fragend an. „Sie versuchen, sie von einem unserer Öfen zu überzeugen“, sagt er. Die Frau hat scheinbar allerlei Bedenken. Sie hat Angst, ihr Essen werde in der Wonderbox anbrennen. Und, dass ihre Töpfe nicht auf den neuen Ofen passen. Auch das Geld ist ein Problem. Doch schließlich lässt sie sich die Handynummer von einer der SaferRwanda-Mitarbeiterinnen geben und sagt: „Ich werde das Thema mit meinem Mann diskutieren.“

Als wir zurück zum Büro von SaferRwanda fahren, überlege ich, was ich von dem Projekt halte. Für die Menschen hier scheint es tatsächlich eine

große Erleichterung zu sein. Es spart Zeit, definitiv eine Menge Holz bzw. Holzkohle und es ist viel gesünder, als den Rauch eines offenen Feuers einzusatmen. Allerdings wird das Wonderbox-Material EPP aus Öl gewonnen, der Stahl für die Öfen wird in Deutschland produziert und dann nach Ruanda verschifft, was sicherlich auch eine Menge freisetzt. Als ich SaferRwanda darauf anspreche, heißt es, EPP sei zu hundert Prozent wiederverwertbar und nicht giftig. Die Transport-Emissionen seien einkalkuliert, was die Pressesprecherin mir mit einer ausführlichen Tabelle voller exakter Emissions-Werte belegt.

4.3 Wie versorgt man ein ganzes Land mit Strom?

Darüber, woher meine Energie zum Kochen kommt, musste ich mir in Deutschland noch nie Gedanken machen. Ich stelle den Topf auf den Herd, drehe am Knopf und die Platte geht an. Ebenso wenig ist Licht ein Problem. Man tippt auf den Schalter und das Licht geht an. Ist man mal auf einem Camping-Platz, hat man eben eine Taschenlampe dabei. Oder leuchtet mit dem Handy, das man mit der mitgebrachten Power-Bank auflädt. Lebensmittel kommen aus dem Kühlschrank, abends, wenn es draußen dunkel wird, schaut man eine Serie im Internet oder sieht fern. Vielleicht muss man auch noch arbeiten – am Computer. Oder man ist weniger auf technische Geräte angewiesen und liest ein Buch – im Schein elektrischen Lichts.

Faszinierend, wie einfach dieser ganze Lebensstil in sich zusammenbrechen kann. Das wird mir klar, als ich an einem Sonntagabend in der Dämmerung nach Hause komme. Das Wochenende habe ich im Nachbarland Uganda auf einer Art Campingplatz an einem Badensee verbracht – mit vielen Mücken, einem Loch im Boden statt einer Toilette und einem Fass über einem ausgehöhlten Baumstamm im Wald als Badezimmer. Wunderschön war es dort, aber auch kühl. Jetzt bin ich zurück in der Zivilisation – in Ruandas Hauptstadt Kigali – und freue mich auf eine warme Dusche in dem Haus, in dem ich für meinen sechswöchigen Aufenthalt ein Zimmer gemietet habe. Ich schließe die Tür auf, stelle meinen Rucksack ab, und drücke auf den Lichtschalter. Nichts passiert. Stromausfall.

Ich erlebe nicht zum ersten Mal, dass in meinem Viertel der Strom ausfällt, aber zum ersten Mal nach Einbruch der Dämmerung. Schnell hole ich mir ein paar Klamotten und springe unter die Dusche, bevor es draußen ganz dunkel wird und ich kein Licht mehr habe. Die Dusche ist jetzt natürlich kalt, denn für warmes Wasser müsste der strombetriebene Boiler laufen.

Nach dem Duschen schalte ich die Taschenlampe meines halb-leeren Handys an und tapse in die Küche. Dort öffne ich das Gefrierfach und leuch-

te ins Dunkle. Die Lebensmittel darin sind schon angetaut. Ich nehme eine Dose Nudeln mit Tomatensoße heraus, die ich vor einigen Tagen eingefroren hatte. Dann fällt mir ein, dass ich nicht die Mikrowelle benutzen kann, um sie aufzutauen. Es dauert einige Minuten, bis mir wieder einfällt, dass das Haus einen Gasherd hat. Was für ein Glück!

Nach dem Essen gehe ich ins Bad und putze mir die Zähne. Es ist erst halb sieben, aber was soll ich ohne Licht und Strom schon anderes machen, als ins Bett zu gehen? Meine Handy-Taschenlampe wird nicht mehr lange halten. Ich kann kein Buch lesen, nichts schreiben oder Tippen, keine E-Mails checken, nicht fernsehen. Während ich mir meiner Lage bewusst werde, höre ich auf einmal Musik vom Radio des Sicherheitsmannes vor dem Haus. Musik? Ich blicke aus dem Fenster. Das Außenlicht an der Hauswand leuchtet. Ich drücke auf den Lichtschalter im Bad. Die Lampe geht an. Der Strom ist zurück!

Ich kann kaum glauben, wie sehr mich die kurze Zeit ohne Strom eingeschränkt hat. Wie trist mir mein Abend auf einmal erschien und wie unangenehm es war, meine Bedürfnisse nicht erfüllen zu können. Mich unter der Dusche aufwärmen, meine Fotos vom Wochenende auf dem PC anschauen, per WhatsApp mit Freunden chatten.

4.3.1 Mini-Netze

Kein Strom. Eine Situation, die bis heute für die Mehrheit der ruandischen Bevölkerung Alltag ist. Die Regierung will bis 2024 sämtliche Haushalte mit Strom versorgen, aktuell sind aber erst 46,4 Prozent elektrifiziert. Und das heißt nicht, dass diese 46,4 Prozent in voll erleuchteten Häusern sitzen, Essen im Kühlschrank lagern, abends den Fernseher einschalten. Es heißt für viele Menschen nicht mehr, als dass in ihren wichtigsten Räumen je eine schwache, nackte LED-Lampe von der Decke baumelt und sie am Stromzähler ihres Hauses – und nur dort – ihr Handy laden können. Mehr Strom – und die Geräte, die ihn verbrauchen würden – können sie sich nicht leisten. Und mehr Strom steht auch einfach nicht zur Verfügung.

Das alles wird mir klar, als ich mit der GIZ dorthin fahre, wo der Strom gerade erst angekommen ist. Die GIZ unterstützt in Ruanda finanziell Unternehmen, die Solarpanels aufbauen und so Menschen mit Strom versorgen. Dahinter steckt das Programm „Energising Development“ (EnDev), das von sechs Ländern finanziert wird: Deutschland, den Niederlanden, Norwegen, Großbritannien, der Schweiz und Schweden. Das Programm wird in 25 Ländern angewendet und soll den Zugang zu Energie verbessern. Ihren Ansatz für die Solarfirmen nennt die GIZ „result-based financing“: Wenn ein Un-

ternehmen erfolgreich Strom zu Menschen gebracht hat, erhält es je nach Auswirkung einen Zuschuss. „Es gibt verschiedene Level von Zugang zu Strom, sogenannte ‚tiers‘“, erklärte mir Simon Rolland, der EnDev-Manager für Ruanda, in einem Gespräch in Kigali. „Pro Person, die von tier null zu tier eins aufsteigt, zahlen wir vier Euro. Eine verkaufte Solarlampe entspricht einem Fünftel tier. Dementsprechend bekommt der Verkäufer von uns 80 Cent Anreizzahlung dafür.“

Ich mache mich mit dem GIZ-Fahrer Alois und der GIZ-Expertin Flora auf den Weg in einige Dörfer im Osten Ruandas, die von der durch die GIZ geförderten Firma „Meshpower“ mit Strom versorgt wurden. Unterwegs sammeln wir noch einen Meshpower-Mitarbeiter namens Ivan ein. Auf der Fahrt unterhalte ich mich mit ihm. Ich erfahre, dass die ruandische Regierung die vollständige Elektrifizierung des Landes bis 2024 nicht alleine stemmen kann. Es ist also nicht das nationale Stromnetz, das bis 2024 vollständig ausgebaut sein soll, sondern lediglich die Stromversorgung. Die soll aber zu einem großen Teil durch Solarzellen auf Hausdächern bereitgestellt werden. Diese Solarzellen können sich Familien entweder privat kaufen oder sie haben Glück und jemand baut in ihrem Dorf ein sogenanntes Mini-Netz auf – so wie Meshpower. „Wir bauen eine Solaranlage auf das Dach eines Hauses im Dorf, bauen so ein kleines Stromnetz auf und schließen dann bis zu 50 Haushalte daran an“, erklärt mir Ivan. 69 solcher Mini-Netze habe Meshpower bereits aufgebaut.

Als wir im ersten Dorf aus dem Auto steigen, versammelt sich sofort eine Schar neugieriger Kinder um uns. Sie folgen uns, als Ivan mich zu dem Haus führt, auf dem die Solarpanels installiert sind und in dem Batterien stehen, die den produzierten Strom speichern. Dort treffen wir einen sogenannten lokalen Agenten von Meshpower, der in einem nahegelegenen Dorf lebt und bei kleineren technischen Schwierigkeiten mit Mini-Netzen in der Umgebung aushilft. „Die Agenten kommen bei kleineren Problemen mit dem Motorrad und Ersatzteilen wie Lampen, Kabeln, Stromzählern vorbei“, hat mir Ivan auf der Fahrt erklärt. „Sie sind Techniker, die wir oftmals während der Installation einer neuen Anlage kennenlernen. Wir fragen entweder herum, ob sich unter den Dorfbewohnern jemand geeignetes befindet, oder Leute sprechen uns an. Wir gucken dann, ob die Leute lesen und schreiben können und schon mal etwas repariert haben, und wählen eine Person aus.“

Ivan und der lokale Mitarbeiter holen eine große, schwere Metallleiter aus dem Haus und lehnen sie an die Wand, sodass ich hinaufklettern und mir die Solarzellen auf dem Dach ansehen kann. „Hast du Höhenangst?“, fragt Ivan vorher noch und danach „Bist du versichert?“. Er wirkt aber nicht allzu besorgt. Auf dem Dach erblicke ich nichts, was einer deutschen, privat installierten Solaranlage gleicht. Gerade mal vier Panels sind am oberen Teil des

Wellblechdachs angebracht. Das soll für 50 Leute reichen?

Nachdem ich wieder hinabgeklettert bin, erklärt mir Ivan eine Besonderheit der Anlage in diesem Dorf. Zusätzlich zum DC-, also Gleichstrom-Netz, hat Meshpower hier noch ein AC-Netz aufgebaut, also eines mit Wechselstrom. Das ist aufwändiger und teurer, denn ein Wechselrichter muss den Strom transformieren, der als Gleichstrom aus den Solarzellen kommt. Es hat allerdings den Vorteil, dass die Nutzer ganz normale Geräte anschließen können. Um Gleichstrom nutzen zu können, benötigen sie hingegen spezielle, darauf ausgelegte Geräte. Deshalb bietet Meshpower zusätzlich zu den Netzen DC-Lampen, -Handyladestationen, -Radios und -Fernseher an, die die Kunden zusammen mit dem Stromanschluss erwerben können. Für die meisten Bewohner wäre alles andere ohnehin zu teuer. Wer ein kleines Unternehmen betreibt, will aber zusätzliche Geräte anschließen. In dem Dorf, in dem wir uns befinden, gibt es mehrere solcher Unternehmen, daher das AC-Netz.

Wir laufen zum Dorfplatz, über dem Laternen hängen. Ivan erzählt mir, dass die Bewohner sich hier regelmäßig zu einem Markt versammeln. Das ist nun auch in den Abendstunden möglich. Ich bitte darum, dass wir mit einigen Kleinunternehmern sprechen, die jetzt das AC-Netz nutzen. Wir betreten ein kleines Geschäft einige Meter vom Dorfplatz entfernt und begegnen dort dem Inhaber des Ladens, der gleichzeitig auch einen kleinen Friseur-Salon nebenan besitzt. Er stellt sich uns als Maritin Twagirimana vor. Ivan übersetzt für mich. Ich muss lange und viele Fragen stellen, oft nachhaken, bis einige konkrete Informationen bei mir ankommen. Bei jedem Übersetzungsschritt scheint Ivan noch erklären zu müssen, weshalb ich diese Dinge wissen will und auch bei seiner Antwort an mich erklärt er teilweise, wie etwas zu verstehen ist.

„Ich habe schon seit 2007 eine eigene Solarzelle auf dem Dach“, erzählt Maritin mir durch Ivan. „Seitdem habe ich gutes Licht und kann mein Handy aufladen. Aber manchmal ging mir der Strom aus und außerdem habe ich mir einen elektrischen Rasierer für meinen Friseur-Salon gekauft, den ich anschließen wollte.“ Die Solarzelle, von der Maritin spricht, ist ein sogenanntes „Solar Home System“ – eine private Lösung für Strom, für die es in Ruanda mehrere Anbieter gibt. Diese privaten Solarzellen gibt es in verschiedenen Leistungsstufen. Zum Teil handelt es sich allerdings nur um eine einzelne, kleine Solarzelle, die dann recht wenig Strom liefert – und eben nur Gleichstrom.

Maritin sagt, Ende Juni dieses Jahres sei er auch an das AC-Netz angeschlossen worden, das er nun zusätzlich zu seinem eigenen Solarpanel nutze. Er zeigt mir einen Fön und einen Haarglätter, die er dank des neuen Netzes mittlerweile benutzt. „Bisher hatte ich nur männliche Kunden – jetzt

kann ich auch Haarschnitte für Frauen anbieten“, sagt er. „Allerdings brauche ich noch Mitarbeiter, die wissen, wie das geht.“ Dann sagt er noch, er könne nun auch sein Geschäft von 8.30 Uhr morgens bis 22.00 Uhr abends geöffnet lassen, weil er genug Strom habe, um abends das Licht brennen zu lassen. Immerhin wird es hier das ganze Jahr über um 18 Uhr dunkel.

Als wir gehen wollen, zückt Maritin sein Smartphone. Es ist das erste, aber nicht das letzte Mal, dass ich einem Ruander begegne, der zwar keinen Kühlschrank und keinen Herd, aber ein Smartphone besitzt. Maritin will ein Foto mit mir zusammen machen. Allerdings funktioniert seine Handykamera nicht richtig. Deshalb machen wir das Foto mit meinem Handy und tauschen Nummern aus, sodass ich es ihm per WhatsApp schicken kann. Am Nachmittag schickt er mir per WhatsApp kommentarlos ein Video mit Zeichentrickbildern, in dem zehn Gründe aufgelistet sind, weshalb man jeden Tag beten sollte.

Wir besuchen noch ein zweites kleines Unternehmen in dem Dorf – eine Schneiderei. Als wir eintreten, sind nur Frauen zu sehen. Sie drängen sich zwischen bunten Kleidern und Stoffstücken, eine misst mit einem Papier-Maßband etwas aus, eine sitzt an einer Nähmaschine, die sie mit dem Fuß antreibt, eine andere hockt am Fenster und näht mit der Hand. Und drei Frauen stehen um einen Tisch herum, auf dem sie bügeln – mit einem elektrischen Bügeleisen. Als wir hereinkommen, heben alle Frauen ihre Blicke und gucken uns erstaunt an. Ivan fängt an, unseren Besuch zu erklären, doch schon nach zwei Sätzen kommt ein Mann herein. Er sagt, sein Name sei Jean Marie Sindambiwe und er sei der Besitzer des Ladens. Dieser Mann sei es, der mit mir reden werde, erklärt mir Ivan.

„Bevor wir an das AC-Netz angeschlossen waren, mussten wir für komplexere Designs unserer Kleidung immer ins Nachbardorf fahren, wo es bereits Strom gab“, erzählt Jean Marie. Jetzt fällt dieser Transport weg, das spart uns eine Menge Zeit und Geld. Außerdem haben wir bereits einige elektrische Nähmaschinen und bringen jungen Leuten bei, wie man sie benutzt. Und wir können mit Strom bügeln, statt, wie früher, mit Kohle.“ Ich wusste nicht einmal, dass es kohlebetriebene Bügeleisen gibt. Ich muss das später erst einmal googeln, um es mir vorstellen zu können. Das Bügeleisen ist dann einfach ein Metallgefäß, in das man heiße Kohlen hineinsteckt, sodass sich die Fläche unten erhitzt.

Wir gehen zurück zum Auto und fahren weiter zum nächsten Dorf. Unterwegs kauft Ivan „Mandazi“, kleine Teigbälle, die ein bisschen schmecken wie Donuts. Ich frage, ob die hier sehr bekannt sind. Ivan sagt: „98 Prozent aller Ruander kennen Mandazi. Die restlichen zwei Prozent sind ungeborene Babys in den Bäuchen ihrer Mütter. Sobald ein ruandisches Kind anfängt, zu sprechen, kann es „Mandazi“ sagen.“ Das klingt eindeutig.

Auf der Fahrt blicke ich gespannt aus dem Fenster. Ich war bis zu diesem Zeitpunkt kaum außerhalb von Kigali unterwegs und bin fasziniert von den ganzen Details des Landlebens in Ruanda. Gartenzäune bestehen fast immer aus einer Reihe kleiner, dicht nebeneinander gepflanzter Bäumchen. Leute transportieren schier unfassbare Mengen an Wasser oder Bananen auf einem einzigen Fahrrad. Kinder treiben mit Stöcken Reifen vor sich her, so wie ich es aus alten deutschen Geschichten kenne.

Im zweiten Dorf, das wir besichtigen, gibt es noch kein AC-Netz. Das heißt, alle elektrischen Geräte müssen hier speziell für Gleichstrom gefertigt sein – die Menschen sind auf Lampen, Radio und Fernseher eingeschränkt. Ein Barbesitzer nimmt uns mit in seine Küche, wo er gerade dabei ist, Brouchette zu grillen – Ziegenspieße. Der gehäutete Körper einer Ziege hängt von der Decke, der Schwanz ist noch dran. Darunter stehen ein riesiger Sack Holzkohle und ein Bündel Kochbananen. Der Barbesitzer heißt Potien Nadabaziye und ist so etwas wie ein Großkunde von Meshpower: „Ich habe vier Häuser mit insgesamt 20 Lichtern“, sagt er. Dass er jetzt in der Bar seine Küche, den Barraum und die Toiletten nachts beleuchten kann, macht ihn sehr zufrieden. Aber eigentlich will er noch mehr Strom. Er fragt Ivan, wann er einen Kühlschrank und einen Fernseher anschließen kann. Er sei in der Lage, dafür zu bezahlen.

Wir besuchen noch einige Privathaushalte in einem anderen Dorf, wo die Leute vor allem froh darüber sind, nicht mehr auf Kerosinlampen und Kerzen angewiesen zu sein. Ich frage Ivan, was passiert, wenn es mal tagelang bewölkt ist. Er erklärt mir, dass die Akkus in der Regel genug Strom speichern können, und dass notfalls bei allen Nutzern die Lichter gedimmt werden, sodass sie nur noch sehr wenig Strom verbrauchen.

Auch von diesem Projekt bleibt bei mir der Eindruck zurück, dass es die Menschen wirklich voranbringt. Und wieder ist es tatsächlich Hilfe aus dem Ausland, der das zu verdanken ist. Meshpower ist kein ruandisches Unternehmen. Es wurde von britischen Studenten gegründet. Einige Zeit nach meinem Besuch in den Dörfern skype ich mit Richard Mori, einem der beiden Besitzer der Firma. Er ist 27 und arbeitet derzeit in Colorado, denn das Unternehmen hat eine Partnerschaft mit der Colorado State University begonnen. Dort wird die nötige Technik für die Mini-Netze in Ruanda stetig weiterentwickelt, das Geschäftsmodell geplant. Ausgeführt und installiert wird dann alles vor Ort von einheimischen Mitarbeitern.

Richard erzählt mir, dass auch die Unterstützung des EnDev-Projektes der GIZ für sein Unternehmen eine wichtige Rolle spiele. „Das Geld, das wir von EnDev erhalten haben, hat einen signifikanten Anteil unseres Investitionsaufwandes ausgemacht“, sagt er. EnDev steuert Zuschüsse in Höhe von bis zu 70 Prozent der Kosten bei. „Für einfache DC-Netze brauchen wir kei-

nen so hohen Zuschuss mehr, aber für die aufwändigen AC-Netze sind 70 Prozent Unterstützung ziemlich angemessen, wenn man sich die Zahlungskraft des durchschnittlichen ruandischen Haushalts betrachtet.“

Mit Richard spreche ich auch über die Elektrifizierungspläne der ruandischen Regierung. Er sagt: „Es ist ein interessantes Vorgehen, das Ruanda jetzt plant. 40 Prozent der Stromversorgung werden nicht über das nationale Stromnetz laufen. Das ist verrückt und wird eine Herausforderung, aber gleichzeitig könnte es ein Beispiel für andere Länder in Afrika sein. Zum Beispiel Nigeria und Tansania.“ Richard spricht auch von Nationalstolz und davon, wie wichtig es normalerweise für ein Land ist, ein eigenes Stromnetz aufzubauen. Ruanda wird wohl noch für viele Jahre auf ausländische Firmen angewiesen sein, um seine gesamte Bevölkerung mit Elektrizität zu versorgen.

4.3.2 Solar Home Systems

Eine noch bedeutendere Rolle als die Mini-Netze von Meshpower spielen bei der Versorgung der ruandischen Bevölkerung mit Strom die zuvor erwähnten Solar Home Systems. Einer der größten und bekanntesten Anbieter, der nach eigenen Angaben mehr als die Hälfte aller Solar Home Systems in Ruanda installiert, ist Mobisol, ein in Deutschland gegründetes Unternehmen. Es dauert lange, bis es mir gelingt, mit Mobisol in Kontakt zu treten. E-Mails und Anrufe bleiben unbeantwortet. Schließlich stellt Franz Eichinger, Koordinator des rheinland-pfälzischen Partnerschaftsbüros in Kigali, für mich einen Kontakt zu einem ruandischen Mobisol-Mitarbeiter her. Ich verabrede mich mit dem „Technical Service Network Team leader“, Francois Bizimana, in der Mobisol-Geschäftsstelle in Kigali. Die Mauern um das Gelände herum sind in dem Gelb des Mobisol-Logos gestrichen und mit dem Mobisol-Schriftzug versehen. Auf dem Dach des Gebäudes befinden sich kleine Solarpanels, die Mobisol selbst nutzt.

„Wir tun zwei Dinge“, erklärt mir Francois, sobald wir uns gegenüber sitzen: „Wir stellen Elektrizität bereit und wir betreiben Micro-Financing. Wir geben unseren Kunden also Kredite, die sie über einen Zeitraum von bis zu drei Jahren zurückzahlen können. Die meisten nehmen diesen Zeitraum auch in Anspruch. Die Solaranlage bekommen sie, nachdem sie eine Anzahlung von 10 Prozent geleistet haben. Danach zahlen sie kontinuierlich weiter. Bleibt die Zahlung aus, wird ihnen automatisch der Strom abgeschaltet.“ Ich frage, ob das öfter passiert. „Es kommt vor“, sagt Francois.

Anders als Meshpower bietet Mobisol auch Dinge wie Haarschneidegeräte und Ventilatoren an, die mit Gleichstrom betrieben werden können. Bis

zu 200 Watt Leistung kann ein einzelnes System von Mobisol haben. Das ist ein Fünftel der Leistung eines Systems, das Meshpower für bis zu 50 Leute installiert. Allerdings kann sich nicht jeder Mobisol-Kunde ein so großes System leisten. „Unser Ziel ist es, die Leute in kleinen Orten zu erreichen.“, sagt Francois. „Wir bedienen Kunden verschiedener Einkommensklassen. Angehörige der niedrigsten Einkommensklasse erhalten manchmal Solar Home Systems kostenlos von der Regierung.“

In Ruanda sind die Menschen in vier Einkommensklassen unterteilt. Wer zur niedrigsten Klasse gehört, erhält bestimmte Subventionen. Dazu gehört laut Francois auch, dass die Regierung hin und wieder Dörfer auswählt, deren Bewohner sie dann – je nach Größe ihres Hauses – mit privaten Solarsystemen ausstattet, die Mobisol dann bereitstellt. Auch die Europäische Union fördere Mobisol, sagt Francois. 49.000 ruandische Häuser und 1.000 Schulen solle Mobisol mit 100-Watt-Systemen ausstatten, die EU zahle Fördergelder.

Ich frage, ob auch reichere Leute, die in Kigali leben, sich für die Solarsysteme von Mobisol interessieren. Hätte „mein“ Haus eine Solarzelle auf dem Dach, wäre ich von dem zuvor beschriebenen abendlichen Stromausfall verschont geblieben. „Ja, solche Kunden haben wir auch“, sagt Francois. „Manchmal rufen uns die Leute während eines Stromausfalls spontan an und sagen: ‚Ich brauche jetzt eine Solarzelle‘. Wir brauchen maximal zwei Tage, um ein Solar Home System zu installieren.“

4.3.3 Solarstrom in großem Stil

Kleine, kundennahe Lösungen sind ein wichtiger, erster Schritt auf dem Weg zur vollständigen Elektrifizierung Ruandas. Eine entwickelte Volkswirtschaft mit leistungsstarken Unternehmen lässt sich mit einzelnen Solarpanels auf Dächern aber sicher nicht mit ausreichend Strom versorgen. Ich fragte mich, ob Ruanda auch in größerem Stil Strom durch erneuerbare Energien produziert – und wurde schnell fündig. Fast jeder, dem ich während meiner ersten Tage in Ruanda von meiner Recherche erzählte, wies mich auf „den Riesen-Solarpark der Israelis“ hin. Dieser Park ist ein Solarfeld aus mehr als 28.000 Panels östlich von Kigali, das sich über eine Fläche von 17 Hektar erstreckt und eine Leistung von 8.5 Megawatt hat – das entspricht etwa sechs Prozent der installierten Gesamtleistung in Ruanda.

Zur Abwechslung war es erstaunlich einfach, mit der Firma, die hinter dem Riesenprojekt steht, in Kontakt zu treten. Ein kurzer Mailwechsel genügte, und schon bot man mir ein Skype-Interview mit dem CEO der Firma und einen Besuch der Anlage an. Der CEO, Yosef Abramowitz, ist als Menschenrechtsaktivist bekannt: Mehrmals wurde er bereits für den Friedens-

nobelpreis nominiert, außerdem kandidierte er vor einigen Jahren für das Amt des israelischen Präsidenten.

Seine Firma, Gigawatt Global, ist nicht die Betreiberfirma des Solarparks in Ruanda, denn Bau und Betrieb des Solarparks hat sie ausgelagert. Doch sie plant und organisiert Solarprojekte hauptsächlich in afrikanischen Ländern. Ruanda ist wohl ihr bisher größter Erfolg, unterschiedlich konkrete Pläne hat sie jedoch auch für Nigeria, Burundi, Kenya, Liberia, den Süd Sudan und Benin. Woher die Firma kommt, ist nicht ganz einfach zu beantworten. Der Gründer Abramowitz hat bereits in Israel ein riesiges Solarfeld aufgebaut. Die Firma bezeichnet sich selbst jedoch als multinational.

In unserem Skype-Gespräch erzählt mir Abramowitz, wie es zum Bau der Riesen-Solaranlage in Ruanda kam. „Der Präsident hatte die Entscheidung getroffen, dass das Land sehr viel mehr Energie produzieren muss“, sagt er. Mit „der Präsident“ meint er den ruandischen Präsidenten Paul Kagame. „Der Präsident hat sehr ehrgeizige Ziele“, sagt Abramowitz. „Er erteilte uns quasi ein Mandat, in seinem Land ein Kraftwerk zu bauen. Da hatten wir gerade begonnen, uns auf dem afrikanischen Markt umzuzucken. Niemand hat jemals zuvor mit so einem Projekt in Sub-Sahara-Afrika Erfolg gehabt.“

Warum er ausgerechnet in Ruanda angefangen habe, frage ich ihn. „Ruanda hat einen sehr niedrigen Korruptionsindex“, sagt er. „Wir wollten, dass unsere saubere Energie wirklich sauber ist. Außerdem hat Ruanda eine beeindruckende Erfolgsgeschichte in Sachen Unternehmerfreundlichkeit. Tatsächlich muss ich rückblickend sagen, dass wir noch nie ein solches Maß an Professionalität erlebt haben wie mit der ruandischen Regierung. Und dann war da noch ein dritter Grund: Der Genozid. Nach dem Völkermord gab es Millionen Waisen in Ruanda – genau wie in Israel nach dem Holocaust. In Israel hat man damals „Jugenddörfer“ errichtet, wo man sich um die Kinder gekümmert und sie auf einem sehr hohen Niveau unterrichtet hat. Eine Freundin von mir hatte dieses Modell nach Ruanda kopiert und dort ebenfalls solch ein Dorf eröffnet. Das „Agahozo Shalom Youth Village“. Diese Freundin lud mich nach Ruanda ein und sagte mir: Bau hier einen großen Solarpark.“

Das „hier“ war in diesem Fall ganz buchstäblich gemeint: Eine reiche Philanthropin hatte vor einigen Jahren mehreren ruandischen Landbesitzern ihr Land abgekauft und es dem Agahozo Shalom Youth Village zur Verfügung gestellt. Das Gelände war so groß, dass sie kaum etwas damit anfangen konnten. Einen weitläufigen Hügel, auf dem nur einige Avocado- und Eukalyptusbäume wuchsen, bot das Dorf nun Joseph Abramowitz an – zur Pacht für eine Miete, die Abramowitz als großzügig bezeichnet. „Die Zusammenarbeit mit dem Dorf hat uns viel Wohlgefallen eingebracht. Bei solchen Projekten geht es sehr um Vertrauen. Die Regierung fragt sich ja: ‚Wer sind die-

se Nicht-Ruander, die hier reinkommen?’

Den großen Solarpark will ich mir nun angucken. Ich vereinbare einen Besichtigungs- und Interviewtermin mit Twaha Twagirimana, einem Kraftwerksmanager der Betreiberfirma Scatec Solar. Früh morgens fahre ich mit dem Moto zum großen Warenumschlagsplatz und Busbahnhof Nyabugogo im Norden Kigalis. Hier herrscht das reinste Chaos: Das Gelände ist riesengroß, überall wimmeln Busse, Autos, Motos, Fahrräder und Fußgänger durcheinander, hupen, rufen. Ständig kommt irgendein Fahrzeug oder Mensch auf mich zu, ständig muss ich beiseite springen oder jemanden abwimmeln, der mir Fahrkarten verkaufen will. Solange ich möglichst zielstrebig in irgendeine Richtung laufe und versuche, so auszusehen, als würde ich den Weg kennen, funktioniert das einigermaßen. Aber sobald ich kurz stehenbleibe oder mich suchend umblicke, bin ich umringt von Männern, die mir für etwas Kleingeld den Weg zeigen wollen.

Schließlich gelingt es mir, für 2,50 Euro ein Ticket Richtung Osten zu kaufen und mich in den richtigen Minibus zu zwängen. Die Fahrt ist nicht weniger stressig als der Buspark. Der Fahrer ignoriert sämtliche Verkehrsregeln, fährt mit Hochgeschwindigkeit in uneinsehbare Kreuzungen ein und nutzt auch gerne mal den Bürgersteig, um langsamere Fahrzeuge zu überholen, wobei er Fußgänger mit lautem Hupen oftmals im letzten Moment dazu bringt, beiseite zu springen.

Nach etwa anderthalb Stunden Fahrt steige ich in einem kleinen Dorf irgendwo im Nirgendwo aus und fahre dann noch einmal 20 Minuten mit einem Moto-Taxi über eine erdige, rote Buckelpiste durch den Wald, bis wir schließlich bei dem Solarpark ankommen. Dort empfängt mich Twaha und reicht mir zur Begrüßung eine neongelbe Warnweste und einen weißen Bauarbeiter-Helm. Ich will wissen, weshalb das nötig ist. „So finden wir die Leute leichter, falls sie im Solarpark verloren gehen“, erklärt Twaha. Und der Helm? „Falls du... deinen Kopf anstößt.“ Aha. Ich gebe mich mit der Erklärung zufrieden und bekomme direkt die nächsten Sicherheitsanweisungen. „Fass die Solarzellen nicht an. Einige Bereiche stehen unter Starkstrom. Und pass auf, wenn du zwischen den Panels unterwegs bist. Wir haben dort einige giftige Schlangen gesehen.“

Wir schlendern zwischen den endlosen Reihen von Paneelen entlang. Viel zu zeigen gibt es eigentlich nicht, aber Twaha hat ein paar interessante Dinge zu erzählen. „Während der Konstruktion der Anlage war ich noch nicht dabei, aber ich habe gehört, dass die Leute anfangs begeistert waren, weil sie dachten, sie würden kostenlosen Strom bekommen“, sagt er. „Aber die meisten Nachbarn hier sind gar nicht ans Stromnetz angeschlossen.“ Die Anlage sei im Juli 2014 ans Netz gegangen – gerademal sechs Monate nach Baubeginn. „Die Regierung hat viel Druck gemacht. Sie wollte die Anlage

möglichst schnell ans Netz bringen. Wir waren unsicher, ob wir es schnell genug schaffen würden“, erzählt Twaha.

Ich will wissen, ob der Solarpark in Ruanda Arbeitsplätze geschaffen hat. „Für die Dauer der Konstruktion wurden 380 Leute angestellt“, sagt Twaha. Etwa 60 Prozent davon waren lokale Arbeiter, die anderen 40 Prozent kamen aus anderen Ländern.“ Etwa zehn Prozent seien aus dem Ausland gekommen, zum Beispiel aus Südafrika und Rumänien. Sie hätten sich um die komplexere Technik gekümmert. Kurzfristig wurden also viele Arbeitsplätze geschaffen. Aber wie sieht es jetzt aus? „Wir haben hier im Solarpark nur zwei festangestellte Mitarbeiter“, räumt Twaha ein, „mich und einen Kollegen. Aber wir nutzen Gelegenheitsarbeiter für Aufgaben wie Bewachung der Anlage, Reinigung, Gras schneiden und Schrauben festziehen. All diese Dinge machen wir mehrmals pro Jahr. Man könnte sagen, dass wir hier durchschnittlich 13 Leute pro Tag beschäftigen.“

Twaha erzählt, wie etwa die Reinigung der Solarpanels abläuft, auf denen sich wegen der nahen Erdstraßen schnell eine Staubschicht bildet. „Wir laden einen großen Wassertank mit 2.000 Litern Wasser auf ein Auto. Damit bewegen wir uns langsam an den Zellen entlang und ein Team von sechs Leuten läuft mit weichen Bürsten und Seife mit und reinigt die Zellen. Sie tragen dicke Handschuhe, damit sie keine Stromschläge bekommen. Weitere Arbeiter holen Wassernachschub aus einer nahegelegenen Quelle in den Bergen. Der ganze Prozess dauert 10 Tage.“ Auch gewartet werden müsse die Anlage ab und zu. „Das machen wir aber in der Regel nachts, weil da natürlicherweise kein Strom produziert wird. Wir können die Anlage nicht „ausschalten“. Seit vier Jahren operiert die Anlage jetzt und sie war noch an keinem einzigen Tag down.“

Wir bleiben neben einem gigantischen Transformator stehen. Für einige Sekunden ertönt ein anhaltendes Fiepen. Nach der Ansage gerade mache ich mir zwar keine ernsthaften Sorgen um die Anlage, frage aber sicherheitshalber trotzdem nach, was das Fiepen zu bedeuten hat. „Die Sonne ist gerade hinter den Wolken hervorgekommen, deshalb hat sich die Frequenz verändert.“, sagt Twaha. Ich will wissen, ob der Solarpark das Netz stabilisieren kann, indem die Menge an Strom, die er einspeist, je nach aktueller Stromnachfrage im Land geregelt wird. Doch Twaha verneint das. „Wir speisen immer so viel Strom ein wie möglich. Und wenn das Netz uns mal für einige Stunden keinen Strom abnehmen kann, dann muss die Rwanda Energy Group eine Strafe an uns zahlen. Das versuchen die um jeden Preis zu vermeiden!“

Bevor wir den Solarpark wieder verlassen, kommen wir an einem Feld vorbei. Dutzende von Ananas-Pflanzen stehen hier, direkt neben ebenso vielen Mango-Bäumchen. Twaha spricht von social responsibility und einer

Kooperation mit den Gemeinde-Mitgliedern, die mithilfe der Früchte Einkommen generieren sollen. Dann fügt er noch hinzu: „Die Regierung hat hier ein Environmental Impact Assessment (EIA) durchgeführt“. Nach ihrem Assessment habe die Regierung gefordert, dass die Bäume, die zuvor auf dem Gelände standen, wieder angepflanzt werden müssten. „Es müssen allerdings nicht exakt die gleichen sein“, sagt Twaha. Man entschied sich für Mango-Bäume, weil sie nicht sehr groß werden und so die Solarzellen nicht verschatten. 5.000 Mango-Bäume hätten sie angepflanzt, sagt Twaha. „Es sind sogar mehr Bäume als hier vorher wuchsen, denn wir haben sie eng zusammengepackt. Das ist jetzt professioneller als vorher.“

Bevor ich mich verabschiede, frage ich noch nach dem Agahozo Shalom Youth Village. Schließlich steht auf der Internetseite der Firma Gigawatt Global, dass „die 500 Schüler des ASYV durch den Solarpark Zugang zu technischer Bildung und Fotovoltaik-Technologie haben“. Auch der CEO Abramowitz hatte mir gegenüber von einem „Solar Training“ gesprochen. Was Twaha mir erzählt, hört sich nicht ganz so rosig an. Ein einziges Mal, vor etwa zwei Jahren, seien 20 Schüler aus dem Dorf zur Anlage gekommen. Ein Deutscher hätte ihnen einige grundlegende Informationen zu den Solarzellen gegeben. Ziel der Aktion sei gewesen, dass bei den Schülern ein Interesse an solchen Themen geweckt würde. Danach sei nie wieder eine Gruppe gekommen. In Sachen Energie profitiert das Dorf zumindest ein wenig von den Solarzellen. Es erhält zwar keinen Strom direkt aus der Anlage, doch im Dorf stehen ein paar weitere Panels, die laut Twaha etwa 2 MWh pro Monat produzieren. „Das reicht nicht aus, um das ganze Dorf zu versorgen. Das Dorf verbraucht 20 MWh pro Monat“, gibt Twaha zu. „Aber es reduziert die Stromrechnung.“

4.3.4 Wasserkraft

Schon bevor die Solarenergie in Ruanda eine größere Rolle spiele, stellte das Land auf eine andere Weise nachhaltig Strom her: Mit Wasserkraft. Ruanda hat viele Flüsse und Seen und vor allem: viele Hügel. Ideale Voraussetzungen, um sich die Kraft des Wassers zu Nutze zu machen. Auf meinen Reisen durch Ruanda traf ich immer wieder zufällig auf Wasserkraftwerke. Schließlich kommen laut der Rwanda Energy Group – dem alleinigen Energieversorgungsunternehmen des Landes – noch immer 46,4 Prozent des jährlich erzeugten Stromes aus Wasserkraft. Ein Kraftwerk sah ich mir jedoch ganz gezielt an, wieder gemeinsam mit der GIZ:

Wir fahren früh morgens in Kigali los. Das Wasserkraftwerk, das ich mir ansehen möchte, liegt ganz im Westen des Landes, nahe dem Kivu-See. Vier

Stunden brauchen wir für die 150 Kilometer dorthin, denn die Straße verläuft fortwährend in engen Serpentina die Hänge hinauf und hinab. Sie ist zwar gut ausgebaut und ohne Schlaglöcher, doch ein gerades Stück, auf dem man schneller als 60 km/h fahren könnte und dürfte, findet sich selten. Die Landschaft, durch die wir fahren, ist wunderschön. Die Hügel um uns herum sind fast durchgehend bewohnt oder bewirtschaftet, oft kann man weit in die umliegenden Täler blicken.

Mein Begleiter von der GIZ heißt dieses Mal Stani. Auf der Fahrt erklärt er mir schon einmal einige Dinge: Das Wasserkraftwerk stehe in dem Ort Murunda und sei auch danach benannt. Es habe eine Leistung von 96 kW. Zum Vergleich: Der Solarpark hatte eine Leistung von 8,5 MW, also fast 90-mal so viel.

Kurz vor dem Ziel biegen wir von der Landstraße auf einen nicht-asphaltierten, holprigen Waldweg ab. Er ist so schmal und steinig, dass ich mir nicht vorstellen kann, dass wir mit dem Auto weiterkommen. Doch das Auto der GIZ ist ein ziemlich hochgelegter Geländewagen mit Allradantrieb. Zweimal denke ich (und sage es auch einmal): Jetzt geht es aber wirklich nicht weiter: Einmal, als wir eine Art Stufe hinauffahren müssen, die aus großen, spitzen Steinbrocken besteht. Doch ein vorbeilaufender Junge wirft ein paar Steine beiseite und der Fahrer kommt mit etwas Anlauf hinauf. Das zweite Mal, als wir vor einer „Brücke“ stehen, die über ein Flüsschen in einem tiefen Graben führt. Die Brücke besteht aus einigen nebeneinander gelegten Baumstämmen mit Steinen in den Ritzen und ist schätzungsweise etwa so breit wie die Räder des Autos auseinanderstehen. Ich kann mir nicht vorstellen, dass die Baumstämme das Gewicht des Autos tragen und sehe uns vor meinem geistigen Auge schon samt Auto in den Graben stürzen. Ich denke noch darüber nach, ob ein solcher Sturz tödlich sein könnte, während der Fahrer bereits den Wagen ausrichtet und uns dann mit einem beherzten Tritt aufs Gaspedal sicher über die Brücke setzt.

Wenige Minuten später endet der Waldweg an einem großen Tor. Wir parken davor und steigen aus – mitten im Regenwald. Hinter dem großen Tor sehe ich das Wasserkraftwerk. Das Gelände besteht aus einige Häuschen. In einem stehen ein Tisch und zwei Stühle, vermutlich für Besprechungen. In einem zweiten ist ein Loch im Boden als Toilette. Ein weiteres befindet sich weiter unten am Hang. Zwei Mitarbeiter empfangen uns und der eine führt uns in das Häuschen unten, in dem die Turbine steht. Dort ist es so laut, dass wir uns anbrüllen müssen. Dass Stani alles für mich übersetzen muss, macht die Kommunikation nicht gerade einfacher. Schließlich verstehe ich aber Folgendes:

Ein Fluss wird durch ein Rohr einen steilen Hang hinabgeleitet, sodass eine starke Strömung entsteht. Diese Strömung treibt eine Turbine an. Je

nach Wasserstand des Flusses und aktuellem Strombedarf wird automatisch reguliert, wie viel Wasser einströmt, und somit, wie viel Strom entsteht. Wenn zum Beispiel der Wasserstand niedrig ist, dann verkleinert sich auch die Öffnung vor der Turbine. Blicke sie genauso groß, finge sie an, auch Luft anzusaugen. „Das ist dann sehr laut, das klingt, als wären Steine im System“, erklärt mir Stani. Das könne für Löcher in der Maschine sorgen. Auf der Maschine steht die Aufschrift „Ossberger“ – ein deutsches Unternehmen. „Ruandische Turbinen kamen schon aus Deutschland, bevor sich die GIZ hier engagiert hat“, erzählt mir Stani.

Wie viele Leute das Kraftwerk mit Strom versorgt, könne man nicht so genau sagen, denn es sei ja ans Netz angeschlossen. Allerdings erinnert sich der Mitarbeiter, der uns herumführt, noch an die Anfänge des Kraftwerks, als dieses noch nicht ans Netz angeschlossen war. Damals habe es ein Einkaufszentrum, eine weiterführende Schule, eine Kirche, ein Krankenhaus, mehrere Banken und einige Häuser mit Strom versorgt. Also im Prinzip eine ganze Gemeinde. Stani erzählt mir außerdem: „Ich weiß, dass noch vor ein paar Jahren die gesamte Stadt Gisenyi mit einer installierten Gesamtleistung von einem Megawatt auskam. Jetzt dürfte es etwas mehr sein.“ Mir wird einmal mehr bewusst, wie wenig Strom Ruanda nach wie vor verbraucht. Laut Daten der CIA, die eine Liste des Stromverbrauchs aller Länder weltweit erstellt hat, hat Deutschland im Jahr 2016 pro Kopf 6.602 Kilowattstunden Strom verbraucht, Ruanda im selben Jahr nur 38 Kilowattstunden pro Kopf. Das hieße, dass ein durchschnittlicher Deutscher in einem Jahr 174-mal so viel Strom verbraucht wie ein durchschnittlicher Ruander.

Während meine Gedanken zu den großen Zusammenhängen abschweifen, erzählt der Mitarbeiter weiter über das Kraftwerk. „Hier arbeiten zwei Operateure – ich und ein Kollege“, sagt er laut Stani. „Wir können kleinere Probleme der Maschine lösen.“ Stani erzählt von weiteren vier Leuten, die auf dem Damm arbeiteten, an dem das Wasser vom Fluss aus in die gewünschte Bahn geleitet wird. Sie fischten dort Äste und anderen Schmutz aus dem Fluss, damit das Wasser sauber sei. „Die größte Gefahr für die Maschine ist, wenn zu viel Sand im Wasser ist“, erklärt der Mitarbeiter. „Aber manchmal fallen auch Tiere oder sogar Menschen in den Fluss und ertrinken, auch das kann den Fluss verstopfen.“ Menschen? Mir verschlägt es für einen Moment die Sprache. Der Mitarbeiter fügt schnell hinzu: „An diesem Kraftwerk haben wir noch keinen ertrunkenen Menschen gefunden.“

Der Mitarbeiter führt uns aus dem Häuschen mit der Turbine hinaus und vor das Tor des Geländes, wo ein schmaler Pfad den steilen Berg hinaufführt. „Er wird uns den Damm zeigen“, sagt mir Stani, und folgt dem Mitarbeiter auf den Pfad. Nach einem kurzen, schweißtreibenden Aufstieg erreichen wir einen insgesamt 330 Meter langen Kanal, der immer auf gleicher

Höhe bleibend um den Berg herumführt. Wir folgen ihm bis zum Damm. Dort wird ein aus den Bergen kommendes Flüsschen aufgestaut. Ein Teil davon fließt weiter, denn laut der ruandischen Umweltbehörde REMA müssten wohl mindestens zehn Prozent eines Flusses natürlich weiterfließen. Der andere Teil wird zusammen mit einem zweiten Fluss in den Kanal geleitet und durch diesen bis zu einem Rohr geführt, das den Berg hinab zur Turbine läuft. „Bei größeren Kraftwerken liegen die Kanäle manchmal unterirdisch und sind so lang und groß, dass man stundenlang hindurchlaufen kann“, sagt Stani.

Dieses Kraftwerk mag klein sein, aber es braucht tatsächlich nicht viel, um es zu betreiben. Orte wie diesen, wo kleine Flüsse den Berg hinabfließen, gibt es in Ruanda viele. Noch sind solche Kraftwerke also ein vergleichsweise einfaches Mittel, um die Stromproduktion im Land zu erhöhen. Auf Dauer können aber wohl nur große Kraftwerke mit westlichen Dimensionen den rasant steigenden Energiehunger Ruandas befriedigen.

4.3.5 Ein Kiosk zum Handy laden

Große Teile der Bevölkerung in Ruanda haben noch immer keinen Strom zuhause, teilweise überhaupt keinen Zugang zu Strom. Dennoch haben die allermeisten Leute ein Handy, oftmals sogar ein Smartphone. Ich habe bereits darüber nachgedacht, dass Handys das Bedürfnis nach Strom besonders schnell wachsen lassen. Da entdeckte ich mitten in Kigali auf einmal einen Kiosk zum Handy aufladen. Er steht am Rande eines großen Busparks – eine Kiste auf zwei Rädern mit einem Dach aus Solarzellen, von dem aus laute Musik ertönt. Dahinter sitzt ein Mann, der Handys entgegennimmt. Ich bin gerade mit Bonfils unterwegs, einem ehemaligen ruandischen Heinz-Kühn-Stipendiaten. Wir sprechen den Mann hinter dem Kiosk an und bitten ihn um ein kurzes Gespräch.

Wir dürfen uns die Rückseite des Kiosks angucken, an der der Mann sitzt. Zahlreiche Kabel baumeln hier aus einem Akku, um verschiedenste Arten von Handys aufladen zu können. Ich will wissen, wie viele Handys hier gleichzeitig geladen werden können. Bonfils übersetzt für mich. „Bis zu 20 Handys“, lautet die Antwort. Einmal laden koste 100 ruandische Francs, also etwa 10 Cent. „Der Kiosk hat aber auch einen Router“, übersetzt Bonfils. „Man kann hierherkommen, um ins W-Lan zu gehen. Und man kann Handyguthaben aufladen.“ Außerdem ist der Kiosk mit einem Radio ausgestattet, um die Kunden zu unterhalten, und mit einer Lampe für die dunklen Abendstunden.

Wie kam der Mann dazu, den Kiosk zu betreiben? will ich wissen. Bonfils

übersetzt: „Ich mache das für eine Dachorganisation namens „Shiriki Hub“. Sie bezahlen mir monatlich einen bestimmten Lohn, der davon abhängt, wie viel Umsatz ich mit dem Kiosk gemacht habe. Außerdem musste ich, um den Kiosk zu bekommen, erst einmal 50.000 ruandische Francs [also etwa 50 Euro] zahlen.

Das Konzept erscheint mir sinnvoll. Noch sinnvoller fände ich es aber, wenn diese Kioske in abgelegenen Dörfern stünden, statt mitten in der Hauptstadt. „Steht Ihr Kiosk immer hier, am gleichen Ort?“ frage ich durch Bonfils. Der Kioskbesitzer bejaht. „Können Sie sich selbst aussuchen, wo Sie mit Ihrem Kiosk stehen?“ Wieder ja. „Wie viele dieser Kioske hat Shiriki Hub?“, frage ich. Der Mann hat eine App auf dem Handy, in der er das nachguckt. „18“, sagt er dann. „Die meisten stehen in Kigali.“ Ich spreche meine Bedenken an: „Warum in Kigali? Gerade auf dem Land wären solche Kioske doch wichtig, denn da haben die Leute ja keinen eigenen Strom.“ Der Mann zuckt mit den Schultern: „In Kigali gibt es aber mehr Kunden.“

Ich beschließe, mir das Unternehmen hinter den Kiosken genauer anzusehen. Wie mir bereits prophezeit wurde, ist Kigali – und vor allem die Welt der Startups in Kigali – sehr klein und irgendwie sind alle miteinander vernetzt. Nur ein paar Tage, nachdem ich den Kiosk gesehen habe, begegne ich einem Startup-Gründer, der den Gründer von „Shiriki Hub“ – dessen Firma sich verwirrenderweise ARED nennt – persönlich kennt. Ein paar Whats-App-Nachrichten später habe ich einen Termin bei ARED-Chef Henry.

Das Büro der Firma ARED befindet sich an einer mehrspurigen Straße in Kigali und ist ebenerdig. Es erinnert ein bisschen an ein Autohaus, ist nur kleiner. Die Türen stehen weit offen, als ich ankomme. In dem kargen Raum stehen fünf einzelne, kleine Holztische mit jeweils einem Stuhl daran und einem Laptop drauf. Dahinter sitzen die ARED-Mitarbeiter. In einer Ecke stehen drei Plakate mit Werbung für das Unternehmen. Es gibt keinen Extra-Raum für eine Unterhaltung. Henry bittet mich, einen Stuhl auf die andere Seite seines Mini-Schreibtisches zu schieben, und wir beginnen in normaler Lautstärke unser Gespräch, während um uns herum alle weiterarbeiten.

Ich brauche Henry kaum Fragen zu stellen. Er fängt einfach an, zu erzählen, und dann erzählt er sehr, sehr lange und ausführlich, aber so interessant, dass ich ihn nicht unterbreche: „Ich bin 1996 mit der High-School fertig geworden. Damals war die ganze Region hier instabil, alle haben gekämpft. Da bin ich mit meinen Eltern in die USA ausgewandert. Ich dachte nicht, dass ich jemals zurückkehren würde. Das änderte sich erst mit der Finanzkrise 2008. Ich fuhr in dieser Zeit einmal nach Burundi und sah, wie Afrikas Wirtschaft wuchs, während Amerikas Wirtschaft gerade den Bach hinunter ging. Da beschloss ich, in meine Heimat Ruanda zurückzukehren, und hier etwas aufzubauen.“

2009 hatte ich die Idee zu den Solarkiosken. Ich wollte eine Lösung finden, um Smartphones auf der Straße aufzuladen. Ich hatte gesehen, dass die meisten Flughäfen Ladesteckdosen hatten. Aber ich wollte etwas, das beweglich ist und solarbetrieben. Drei Monate lang sah ich mich nur um, durchsuchte das Internet nach ähnlichen Ideen und Produkten. Ich fand keine. Dann begann ich, mich nach einem Designer und einem Ingenieur umzusehen. Es dauerte dreieinhalb Jahre, bis wir den ersten Prototyp entwickelt hatten. Das war im Dezember 2012. 2013 kaufte ich dann ein One-Way-Ticket nach Ruanda.

Ein Handy zu laden, kostet zehn Cent. Wenn Leute auch noch andere Services kaufen, ist das Laden aber kostenlos. Fünf Minuten Wifi sind immer kostenlos. Eine Stunde kostet dann 50 Cent und so weiter. Die Leute in Ruanda wollen sich keine Datenpakete, sondern lieber Zeitpakete kaufen. Unsere Solarkioske sind für arme Leute designed.

Unsere Kioske kombinieren verschiedene Services. Wir haben Verträge mit den Anbietern – zum Beispiel den Telekommunikationsanbietern – und erhalten eine Provision dafür, dass wir ihre Services verkaufen. Unser Kerngeschäft ist aber mittlerweile, Inhalte zu verteilen. Bildungsinhalte, Spiele, Umfragen. Diese Inhalte sind für die Menschen mit Smartphone, die sich in der Nähe des Kiosks aufhalten, über ein Intranet kostenlos abrufbar. Unternehmen, NGOs und die Regierung bezahlen uns dafür, dass wir diese Inhalte zu den Menschen bringen. Unser größter Partner ist „World Vision“.

Nun unterbreche ich doch und frage nach den Standorten der Kioske, die meiner Meinung nach ja vor allem in Dörfern sinnvoll sind, und bekomme eine etwas andere Antwort als von dem Kioskbesitzer. „Aktuell sind wir in sechs Distrikten. Acht unserer Kioske stehen in Kigali. Die anderen stehen jeweils in den „Hauptstädten“ der Distrikte, die allerdings manchmal nur kleine Ortschaften sind. Denn dorthin gehen die Leute sowieso, wenn sie Dienstleistungen benötigen. Aber wir planen auch, zu expandieren. Nächste Woche kommen 20 weitere Kioske an. Ende nächsten Monats wollen wir insgesamt 40 haben. In Uganda haben wir auch zwei Kioske. Dort sollen es 11 werden. Wir betreiben gerade Fundraising, um hoffentlich im zweiten oder dritten Quartal nächsten Jahres auf 400 Kioske zu kommen.“

Henry zeigt mir eine Ruanda-Karte an der Wand. Stecknadeln markieren alle Orte, an denen momentan ein Solarkiosk steht. Bisher sieht das Netz noch ganz schön dünn aus. Ich frage nach den Mitarbeitern, die die Kioske betreiben. „Das sind keine Mitarbeiter“, sagt Henry. „Wir haben ein Franchise-System. Die Betreiber der Kioske sind Agenten, die mithilfe des Kiosks, den wir zur Verfügung stellen, zu selbstständigen Unternehmern werden. Unsere Agenten erhalten 80 Prozent der Kommission, wir erhalten 20 Prozent. 85 Prozent unserer Agenten sind Frauen, 5 Prozent sind körper-

lich behindert, der Rest sind „normale Männer“. Wir wollen auch gerne mit Blinden arbeiten, aber bisher geht das technisch noch nicht. Vielleicht wird es mit einer neuen Generation von Kiosken möglich. Unsere Agenten müssen ein Startgeld zahlen. Für Frauen sind das 30 Dollar, für Männer 50, für Behinderte 10. Es geht dabei darum, dass wir sehen, dass die Leute wirklich motiviert sind, das durchzuziehen.“

Ich frage nach der Finanzierung der Kioske. Ich stelle mir vor, dass die Hardware einiges an Geld kostet, das ja erst einmal vorgestreckt werden muss. „Pro Kiosk haben wir Kosten von 1.500 Dollar für die Hardware“, sagt Henry. „Wenn wir skalieren, werden es aber nur noch 1.000 Dollar sein. Dann dauert es sechs bis acht Monate, bis wir das Investment pro Kiosk wieder drin haben. Wir brauchen 150 Kioske, um unsere Kosten zu decken.“ Ich denke, es wird noch zwei Jahre dauern, bis wir profitabel sind.“

Aber woher kommt das Geld dann im Moment? „Die deutsche Regierung hat uns 400.000 Euro gegeben“, sagt Henry. „Außerdem hat Microsoft in unsere offline-Technologie investiert, und dann erhielten wir noch Zuschüsse von der „Autodesk Foundation“, der „Siemens Foundation“ und „Green challenge“. Außerdem investierte die Investmentbank „Greentech Capital“ in uns, und wir haben zehn internationale Wettbewerbe gewonnen. Das hat uns noch einmal 300.000 Dollar eingebracht.“

Dass es Henry gelungen ist, so viele Geldquellen anzuzapfen, liegt laut eigener Aussage daran, dass er sich über Jahre die richtigen Kontakte aufgebaut hat. Ein erfolgreiches Unternehmen könne man nicht von heute auf morgen gründen, sagt er – nicht jeder könne Marc Zuckerberg sein. Doch auch seine Zeit in den USA hat Henrys Vorhaben wohl nicht geschadet. Als ich ihn auf die Schwierigkeiten anspreche, die viele junge Afrikaner haben, an Kapital zu kommen, stimmt er mir mit unerwartet viel Enthusiasmus zu. „Junge Firmen können hier nicht einmal 10.000 Dollar bekommen“, beklagt er. „Das wird Afrika noch wehtun. Die meiste Innovation hier wird aus dem Ausland dominiert, denn nur im Ausland kann man an Kapital kommen. Hier einen Kredit aufzunehmen, ist Selbstmord.“ Tatsächlich habe ich schon mehrmals gehört, dass es 19 Prozent Zinsen kosten kann, einen Kredit aufzunehmen.

„Dabei ist eigentlich gerade die beste Zeit, um ein Unternehmer in Afrika zu sein“, fährt Henry fort. „Die Leute, die heute die Probleme lösen, werden die großen Unternehmer von morgen sein. Aber ich denke, die afrikanischen Startups müssen sich irgendwann alle gegenseitig aufkaufen. Jedes Land hat seine eigenen Fintechs. Das ist verrückt. Es muss Fusionen und Übernahmen geben, anstatt dass jedes Startup für sich versucht, zu expandieren. Die nächsten 10 bis 20 Jahre werden sehr interessant sein.“

4.4 Rettet den Elektroschrott

Das Thema Elektroschrott liegt nicht hundertprozentig in meinem Themen-Bereich. Aber es lag praktisch auf der Strecke: Der Tropenarzt, der mich in Vorbereitung auf meine Ruanda-Reise impfte, erzählte mir von einer deutschen Organisation, die er unterstützt, die wiederum ruandische Startups unterstützt, und eines davon hat es sich zum Ziel gesetzt, Elektroschrott zu recyceln. Er stellte den Kontakt für mich her.

Ruanda ist mittlerweile beinahe berühmt dafür, dass es vor einigen Jahren ein Plastiktütenverbot einführte. Seitdem ist das Land wohl viel sauberer geworden, da die Tüten nicht mehr in der Landschaft herumliegen. Das Leben ohne Plastiktüten hat definitiv auch einige Nachteile: Es werden in einem Land, in dem Holz ein knappes Gut ist, Unmengen an Papiertüten verbraucht. In Mülleimern sind keine Mülltüten, was diese oft ziemlich unappetitlich macht. Und statt in Plastik packen die Leute in Restaurants und Lebensmittelgeschäften jetzt alles Mögliche in Alufolie ein. Meine beiden Mitbewohnerinnen, die schon seit einigen Monaten in Ruanda lebten, sagten mir, die Leute würden jetzt „Unmengen an Alu“ verbrauchen. Ich war deshalb froh, dass ich eine Chance bekam, zu erfahren, wie man in einem Land, in dem immer mehr Menschen Handys besitzen, mit dem Elektroschrott umgeht:

Ich treffe Fiacre, den Gründer des Startups „Greentech Hub“ an einem Dienstagvormittag in einem einfachen Restaurant. Wir bestellen jeweils eine Cola. Fiacre ist 24 und hat ein Bachelorstudium in „Public Health“ abgeschlossen. Schon parallel dazu hat er Elektrogeräte verkauft, die er vorher über Amazon günstig in großen Mengen ankaufte. Dinge online nach Ruanda zu bestellen, ist für Einzelpersonen oft entweder unmöglich oder sehr teuer. „Nach einer Weile habe ich mich gefragt: Was passiert mit den Geräten, wenn sie kaputt gehen oder die Leute sie nicht mehr haben wollen? Was passiert mit dem Elektroschrott?“, sagt Fiacre. „Ich beschloss, ein Unternehmen zu gründen, das Elektroschrott recycelt.“

Fiacres Idee: Er und seine Mitarbeiter nehmen alte Laptops, Handys und Drucker von Leuten an, die diese loswerden wollen, und lagern sie. Gleichzeitig bieten sie die Reparatur von eben solchen Geräten an. Brauchen sie Ersatzteile, dann schauen sie zuerst in ihren Altgeräten nach, ob ein entsprechendes Teil dabei ist, bevor sie eines bestellen. Den nötigen Schrott lagern Fiacre und seine Mitarbeiter teils in ihren Privatwohnungen, teils in winzigen Büros.

Fiacre nimmt mich mit in drei Büros in der Innenstadt, die von unserem Treffpunkt aus alle fußläufig erreichbar sind. Er nennt sie „Hubs“. Tatsächlich handelt es sich um kleine, enge Räumchen in Einkaufszentren und -gasen. Sie sind so klein, dass gerade mal zwei oder drei Leute gleichzeitig hi-

neinpassen, und ungefähr so viele Männer sitzen auch in jedem der Räume, und reparieren dicht an dicht Geräte. Die Altgeräte stapeln sich unter den Tischen und auf Hängeregalen. Einer der Techniker erzählt mir aber, noch läge der Anteil der Reparaturteile, die er extra bestellen müsste, bei etwa 50 Prozent. Diese bestellten Teile kämen aus China.

Der Traum von Gründer Fiacre ist ein eigenes Haus mit Lagerhalle für sein Unternehmen. Außerdem wollen sie eine App herausbringen. „Da können Leute dann reinschreiben, wenn sie wollen, dass man Elektroschrott bei ihnen abholt“, sagt Fiacre.

In unserem Gespräch erwähnte Fiacre noch, dass es mittlerweile in Ruanda auch E-Recycling in größerem Stil gibt. Im Jahr 2017 wurde eine große Anlage für das Recyceln von Elektroschrott errichtet. Innerhalb von sechs Monaten sollen dort 120 Tonnen Elektroschrott gesammelt, 400 Computer recycelt und 279 Tonnen -äquivalente Emissionen vermieden werden – zumindest laut New Times. Das Bewusstsein für Müllvermeidung geht also offensichtlich über das öffentlichkeitswirksame Plastiktütenverbot hinaus.

4.5 Mobilität

Neben den Holzkohle-Öfen belastet ein zweiter Faktor Ruandas Luftqualität ganz erheblich: Der Straßenverkehr. Bei meinem Gespräch im Umweltministerium wies mich die Generaldirektorin für Umwelt und Klimawandel auf einen Report der ruandischen Umweltbehörde REMA zur Luftverschmutzung in Ruanda aus diesem Jahr hin, der zu meiner Überraschung sogar online zu finden ist. Darin heißt es: „Eine dreimonatige Studie in Kigali aus dem Jahr 2017 ergab, dass die Konzentrationen in der Stadt die WHO-Richtlinien stark überschreiten. Zum Beispiel lag die Konzentration von PM_{10} in Kigali innerhalb von 24 Stunden mehr als fünfmal höher als die WHO-Richtlinie von $25\mu\text{g}/\text{m}^3$ und $\text{PM}_{2.5}$ sind Feinstaubpartikel. Was der Bericht also sagt, ist, dass die Feinstaubbelastung in Kigali viel, viel zu hoch ist. Mehr als fünfmal so hoch, wie sie laut Weltgesundheitsorganisation maximal sein sollte.“

Die Selbstkritik geht sogar noch weiter. Feinstaub sei in Kigali ein größeres Problem als in anderen großen afrikanischen Städten, steht in dem Bericht. Darunter ist eine Tabelle abgebildet, die die Feinstaubwerte für Kigali mit denen anderer Großstädte vergleicht. Demnach haben zum Beispiel Nairobi in Kenia, Kampala in Uganda und Dar es Salaam in Tansania einen niedrigeren PM_{10} -Wert als das vergleichsweise kleine Kigali. Der Bericht nennt auch einen Grund für den Smog: den Straßenverkehr. In den Ferien und an Auto-freien Tagen sei die Feinstaubbelastung viel niedriger.

Dass die Fahrzeuge auf Ruandas Straßen die Luft verschmutzen, ist nicht schwer zu glauben. Vor allem bei den Motorrad-Taxis und den großen LKWs sieht man große, schwarze Wolken aus dem Auspuff aufsteigen, wann immer sie einen Berg hinauffahren – was sie in Ruanda ständig tun müssen. Die Regierung hat dieses Problem offenbar erkannt. Zweimal im Monat gibt es einen sogenannten „autofreien Sonntag“ (wobei der sich nur auf die großen Straßen in Kigali bezieht und es sich außerdem genau genommen um „autofreie drei Stunden“ handelt, nämlich die Zeit zwischen 7 und 10 Uhr morgens). Trotzdem sagte mir David Toovey, ein Australier, der als eine Art Pressesprecher für den grünen Fonds Fonerwa der ruandischen Regierung arbeitet, man sehe innerhalb dieser drei Stunden einen gigantischen Effekt in Sachen Luftqualität. Die Generaldirektorin im Umweltministerium erzählte mir außerdem, man denke darüber nach, Seilbahnen als öffentliches Transportmittel zu bauen.

Doch auch Unternehmen aus dem Ausland haben das Problem mittlerweile entdeckt und wollen Lösungen dafür entwickeln. Zwei von ihnen habe ich getroffen.

4.5.1 Elektro-Motos

Der neuseeländische Unternehmer Josh Wale hat einen Plan: Er will Ostafrika revolutionieren. Tausende Moto-Taxis will er elektrifizieren. „In Ruanda gibt es etwa 75.000 Moto-Taxis – das ist mehr als die Hälfte aller Fahrzeuge hier“, erzählt er mir, als ich ihn in seiner kleinen Motorrad-Werkstatt in Kigali besuche. Tatsächlich wimmelt es in Kigali nur so von Motorrad-Taxi-Fahrern. Selbst wenn ich einfach nur an der Straße entlangschlendere, werde ich in der Regel alle paar Meter von einem Moto-Fahrer angehupt – ein Angebot, aufzusteigen. Ich kann mir gut vorstellen, wie viel leiser die Straßen, wie viel besser die Luft wäre, wenn alle diese Motos mit Strom führen.

Josh hat mit einem Team von sechs Leuten bereits einen Prototyp eines E-Motorrads gebaut. Statt zu tanken, würden die Fahrer in Zukunft einfach ihren leeren Akku an der Tankstelle abgeben und einen neuen, vollen erhalten, mit dem sie dann wieder mindestens 70 Kilometer fahren können. Josh sagt: „Als wir der Regierung unser Konzept vorgestellt haben, wollten die nur wissen, wann wir die ersten Motos auf den Markt bringen. Von ob war keine Rede.“

Noch in diesem Jahr will Josh 10 bis 15 Beta-Motos bauen und live testen. Vielleicht sehen die Straßen Ostafrikas in ein paar Jahren ganz anders aus.

4.5.2 Volkswagen

Auch für Elektro-Autos gibt es in Ruanda bereits Pläne: Ende Juni hat Volkswagen ein Werk in Kigali eröffnet. Polos, Passats und Teramonts sollen hier gebaut werden – und Elektroautos, aber erst ab 2019. Außerdem soll das Prinzip des Carsharings eingeführt werden.

Während ich für das Treffen mit E-Moto-Bauer Josh gerade mal eine WhatsApp-Nachricht verschicken musste, macht VW es mir sehr schwer, an genauere Infos zu deren umweltfreundlich klingenden Plänen zu kommen. Ich frage bei der weltweiten VW-Pressestelle nach, die mich an die Pressestelle in Südafrika verweist, die mir schließlich den E-Mail-Kontakt von Michaella Rugwizangoga gibt, der Geschäftsführerin des Werks in Kigali. Nachdem ich mit ihr ein paar Mails ausgetauscht habe, schicke ich ihr ein paar meiner Fragen zu und bitte um ein persönliches Gespräch. Eine Antwort erhalte ich – auch nach nochmaliger Nachfrage – nicht.

Über den E-Recycling-Unternehmer Fiacre finde ich Michaella Rugwizangogas Handynummer heraus. Ich schreibe ihr eine WhatsApp-Nachricht, kann sehen, dass sie online ist. Doch eine Antwort erhalte ich wieder nicht. Als ich Bonfils, dem ehemaligen Heinz-Kühn-Stipendiaten, davon erzähle, sagt er kurzerhand: „Lass uns hinfahren“. Ich willige ein, doch während wir auf Moto-Taxis zu dem abgelegenen Werk fahren, denke ich mir: „Was für eine Schnapsidee. Als ob die mich dort einfach so zur Geschäftsführerin durchlassen.“ Meine Skepsis verstärkt sich noch, als die Moto-Fahrer vor einem Gebäude anhalten, das aussieht, wie ein Autohaus. „Bist du sicher, dass es hier ist?“, frage ich Bonfils. „Nein“, sagt er.

Wir gehen in einen Saal hinein, in dem mehrere neue Autos stehen, und sprechen einen Mann an, der dort sitzt. Ich frage ihn ohne jede Hoffnung auf Erfolg, ob die Geschäftsführerin des Werkes zu sprechen sei. Zu meiner großen Überraschung nickt der Mann, führt mich eine Treppe hinauf in ein kleines Büro – und zeigt auf eine Frau, die dort am Schreibtisch sitzt: „Hier ist sie“. Ich bin vollkommen erstaunt, schüttelte Frau Rugwizangoga die Hand, sage meinen Namen. Sie erstarrt kurz, sagt dann: „Ich glaube, wir schulden Ihnen eine E-Mail.“ Dann bittet sie mich, Platz zu nehmen, und erklärt mir freundlich und etwas beschämt, sie habe mir nicht geantwortet, weil sie keine meiner Fragen beantworten konnte. Das VW-Werk habe ja gerade erst eröffnet. Das Carsharing laufe noch nicht, es gebe kaum Mitarbeiter und sie wolle sich nicht auf Fakten und Zeitpunkte festlegen.

Am nächsten Tag schreibt mir Michaella Rugwizangoga eine WhatsApp-Nachricht und weist mich darin auf ein Event in Kigali hin, das gut zu meinem Thema passt. „Wenn ich noch irgendetwas anderes Interessantes für Sie sehe, sage ich Bescheid“, verspricht sie.

Ich werde sie als sehr freundlich in Erinnerung behalten, die Geschäftsführerin von VW in Ruanda. Wirklich überzeugen, dass Volkswagen in nächster Zeit die Smog-Probleme des Landes verbessern wird, konnte sie mich aber nicht.

5. Fazit

Während meiner sechswöchigen Recherche in Ruanda ging ich der Frage nach: „Bringen ausländische Hilfsprojekte das Land wirklich voran?“. Dabei sah ich mir Projekte verschiedenster Institutionen an: Der Gesellschaft für Internationale Zusammenarbeit (GIZ), die dem deutschen Staat unterstellt ist. Der Fernbusgesellschaft Flixbus, die mit einer Klimakompensationsagentur und einer ruandischen NGO zusammenarbeitet. Einer deutschen Studentengruppe aus Aachen, die einem Unternehmer half, der zuvor von einer Gruppe Chinesen ausgebildet worden war. Eines kleinen Unternehmens aus Großbritannien, das mit ruandischen Mitarbeitern Solaranlagen auf Dächer schraubte. Eines riesigen, multinationalen Unternehmens, das auf Initiative eines prominenten Israelis einen Solarpark aufgebaut hat. Eines neuseeländischen Auswanderers, der Elektro-Motorräder baut. Und auch von ruandischen Startup-Gründern, die die Zukunft ihres Landes selbst mitbestimmen wollen.

Natürlich handelt es sich nicht immer direkt um Hilfsprojekte. „Entweder, man ist profitabel, oder man tut etwas Gutes“, sagte mir mal ein ruandischer Immobilienbesitzer auf einer Hausparty. Alle Unternehmen, die ich in Ruanda besuchte, beanspruchten für sich, in erster Linie helfen zu wollen, soziale Unternehmen zu sein, ein Entwicklungsland voranbringen zu wollen. Vieles davon ist wohl PR. Dennoch hatte ich bei keinem der Projekte den Eindruck, dass aufgrund von wirtschaftlichen Interessen etwas Negatives passiert. Ob nun der soziale Gedanke oder die Gewinnabsicht hinter den Aktivitäten steht: Die Projekte, die ich besuchte, erschienen mir durchweg sinnvoll.

Eine große Rolle spielt dabei mit Sicherheit, dass die Korruptionsrate in Ruanda im Vergleich zu anderen afrikanischen Ländern eben doch niedrig ist. Dass das Land – was auch immer die Hintergründe dafür sind – sicher ist. Dass es strenge Regulationen für die Dinge gibt. Ruanda ist ein geordnetes Land mit einem rasanten Wirtschaftswachstum, in das es sich bei der derzeitigen politischen Stabilitätslage zu investieren lohnt. Es ist ein Land voller Marktlücken und dementsprechend voller Möglichkeiten.

Junge Menschen werden gezielt dazu ausgebildet, selbst Unternehmen zu gründen. Die Regierung fördert das Label „Made in Rwanda“, will un-

abhängig vom Ausland werden. Das ist mit Sicherheit ein sinnvolles Ziel. Noch wird das Kapital, werden die Ideen und die Expertise aus dem Ausland jedoch benötigt – auch wenn es vor Ort dann oft ruandische Mitarbeiter sind, die die Projekte am Laufen halten. Ich schlussfolgere aus meiner Recherche und meinen Erfahrungen: Ausländische Hilfsprojekte bringen Ruanda tatsächlich voran. Langfristig auf sie verlassen sollte sich das Land aber trotzdem nicht.

6. Epilog

Ich stehe in Kigali bei der Ausreise am Flughafen, und weiß nicht, was ich sagen soll. „What did you do here?“, hat mich der Grenzbeamte gefragt. Die vergangenen drei Wochen ziehen durch mein Gedächtnis, ich habe sie an meine sechs Recherche-Wochen angehängt und gemeinsam mit meinem Freund Urlaub in Ruanda gemacht. Wir sind in die Nationalparks gefahren, haben den Kivu-See besucht, im berühmten „Hotel des Milles Collines“ gebruncht.

„Tourism“, sage ich. Der Grenzbeamte runzelt die Stirn, blättert in meinem Pass. „You also worked here, didn’t you?“, will er wissen. „Yes...“, gebe ich zu, „at first“. Die Komplikationen hatten nicht bei der Einreise geendet. Mehrmals war ich in Kigali zur Einwanderungsbehörde gegangen, um mein 30-Tage-Visum verlängern zu lassen – erfolglos, obwohl der Media High Council mir eine Arbeitserlaubnis für drei Monate ausgestellt hatte. Also war ich nach einem Monat für ein Wochenende nach Uganda gereist, und hatte dort ein Ostafrika-Visum beantragt, das auch für Ruanda gilt. Allerdings verbietet es explizit, damit zu arbeiten.

Der Grenzbeamte hält das Ostafrika-Visum vor mein Gesicht. „You worked here without a valid visa“, stellt er fest. Ich hole tief Luft. „No... I... worked first, and then I got the tourist visa and went on holidays.“ Der Mann mustert mich mit einem Blick, der mir sagt: „Ich glaube dir kein Wort“. Dann verdreht er die Augen und haut den Stempel in meinen Pass. Ich darf gehen.